

bachrauschen

Kunstraum Wattenbach

Mit der Kraft des Wassers
für die Kunst

Günter Richard Wett

Bach-Porträt

Erika Wimmer Mazohl

Von Punkten, Flecken und
Haufen

Bachgespräche #1 — #4

Bernhard Kathan

Im Geflecht der Lichtfresser

Wildruf Film

Fließbilder

c. w. bauer

vuattanes vuattanes

Bernd Schuchter

Der Weg zum Himmelreich



Zum Titelbild: Ein Stück Wattens am Anfang des 20. Jahrhunderts. Links der Neuwirt-Gastgarten, dahinter das Garberhaus, rechts das Hemetsbergerhaus. Die Brücke der Innsbrucker Straße überspannt den Wattenbach. Der Bach war an dieser Stelle für das Wasserrad der Schinaggl-säge aufgestaut. Per Boot ruderte man bis zur Lohschmiede zurück.

(nach Elfriede Gäck-Marx: Wattens anno dazumal, 2007)

© 2020 Arge Kunstraum Wattenbach
Vogelweiderweg 5
A-6112 Wattens

Für den Inhalt verantwortlich:
Monika Abendstein, Alexander Erler,
Markus F. Strieder

Texte:
Monika Abendstein, Christoph W. Bauer,
Alexander Erler, Susanne Gurschler,
Ivona Jelčić, Bernhard Kathan,
Victor Kössl, Rebecca Sandbichler,
Bernd Schuchter, Martin Steidl,
Markus F. Strieder, Erika Wimmer Mazohl

Bilder:
Archiv Elfriede Gäck-Marx,
Günter Richard Wett, Wildruf Film

Collage:
Monika Abendstein
(Bildmaterial: Kunstraum Wattenbach,
Monika Abendstein, Botanischer
Garten Graz, Günter Richard Wett,
www.giencke.com)

Grafische Gestaltung:
Circus. Büro für Kommunikation und
Gestaltung, Innsbruck (A)

Druck:
Lanarepro, Lana (I)

Druckfehler vorbehalten.

Mit der Kraft des Wassers für die Kunst

Ein Prozess zur kreativen Ortsentwicklung

So nass, so kalt, so laut. So todlangweilig. Tragisch. Eingezwängt. Links liegen gelassen. Voller Möglichkeiten. Ziemlich viele Zuschreibungen für einen Bach, den man in Wattens eigentlich kaum zu sehen bekommt. Da und dort rauscht er unter einer Brücke hervor, hat es in seinem harten Bett aus Stein ziemlich eilig, verschwindet wieder unter Stein und Beton. Man kann sich seinen Verlauf auch auf einem Ortsplan am Gaisplatz anschauen. Im Gegensatz zu den Straßen und Plätzen der Gemeinde ist der Wattenbach auf dieser Luftaufnahme aber nicht einmal namentlich gekennzeichnet. Das zeugt nicht gerade von einem innigen Verhältnis zwischen dem Ort und seinem Fließgewässer. Nach einem verheerenden Hochwasser 1965 wurde der Wattenbach in ein steinernes Korsett gezwängt. Er schlägt eine harte Schneise durch den Ort. Und er ist ein wichtiger Stromlieferant. Aber sonst? Bleibt der Bach der Bach und der Ort ein Ort, dem irgendetwas fehlt. Die Architektin Monika Abendstein, der Bildhauer Markus F. Strieder und der Kulturschaffende Alexander Erler haben im Rahmen ihres Projekts „Kunstraum Wattenbach“ bereits 2016 begonnen, über diesen Zustand nachzudenken.

Monika: Wattens ist ein praktischer Ort, ein Sinnbild für Funktion: Er bietet mehr als die umliegenden Gemeinden – an Freizeiteinrichtungen, Supermärkten, Arbeitsstätten, Altenbetreuung und anderem. Darüber hinaus aber bietet er dem Einzelnen, dem Individuum als nicht wertschöpfendem, aber sinnlichem Element nichts. Er lässt dich als Person außen vor. Praktisch zu sein und zu funktionieren, scheint man ob der zahlreichen und kostspieligen Annehmlichkeiten dem Ort auch schuldig zu sein. Es ist dieser Grundton, der mich am meisten stört. Denn er basiert auf einer sehr traditionell-hierarchischen und auch patriarchalischen Struktur.

Alexander: Infrastrukturell stehen wir gut da. Aber es stellt sich die Frage, was machen wir mit dem Wohlstand? Wir haben die gegenwärtige Situation für uns einmal auf den Begriff „Monokultur“ zusammengebracht. Es ist für uns sehr „mono“ geworden in Wattens. Wattens ist ein Sinnbild für etwas Braves, Konformes. Und es wird oft genug gesagt: Wir sind halt ein Industrieort und etwas anderes funktioniert da nicht. Aber was ist das für eine Diagnose? Muss das so sein? Oder könnte die Facette Industrieort eine von vielen Facetten sein? Ich denke, ein Punkt, den wir alle drei vermissen, ist, dass etwas von innen heraus wächst, mit mehr Blick auf das Ganze. Wenn es erfolgreiche Unternehmen im Ort gibt, ist es natürlich verlockend, sich daran zu orientieren und genauso erfolgreich sein zu wollen. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, ein eigenständiger, tragfähiger Ort zu sein.

Markus: Brecht hat sehr schön gesagt: Die Begriffe, die man sich von etwas macht, sind die Griffe, mit denen man die Dinge bewegen kann. Wir versuchen mit unserem Projekt, etwas zu begreifen und begrifflich zu machen, was wir zuerst selbst nicht verstanden haben. Es gibt da eine gläserne Wand in Wattens, etwas Undurchdringliches und Ungreifbares, gegen das du rennst, aber gar nicht weißt, gegen was genau du rennst. Wattens hat kein Ortsbild, das ist ein Verlust der Mitte. Dann sind wir draufgekommen, da ist ja der Bach. Wir sind also auf etwas gestoßen, das immer schon da war, wir aber selbst nicht mehr vor Augen hatten.

Monika: Das war eher emotional, gar nicht so rational. Es hat sich aus der Fragestellung, was man in Wattens anders machen kann, irgendwann die Logik ergeben, diesen Gedanken entlang der Lebensader Wasser aufzuspannen und sie zu erforschen. Und sie als sinnbildliche Kraftquelle aufzusuchen. Das war eigentlich sehr simpel. Wenn du heute jemanden in ein Dorf schickst und ihm sagst, finde heraus, was den Ort ausmacht, dann wird ein vorhandener Bach oder Fluss immer eine ganz zentrale Rolle in der Wahrnehmung spielen. Und wenn nicht, dann stimmt da auch etwas nicht.

Alexander: Es hat in Wattens schon im 16. Jahrhundert viel Kleinhandwerk entlang des Bachs gegeben, auch Wasserräder und Mühlen. Es gab in gewisser Weise eine symbiotische Beziehung mit dem Bach. Dann hat die Natur einmal mit aller Kraft zugeschlagen und der Mensch hat zurückgeschlagen. Der Bach wurde nach unten versetzt, in ein Korsett gezwängt, fast wie eine Strafmaßnahme. Und heute gibt es dem Bach gegenüber eine gewisse Gleichgültigkeit. Es geht uns nicht darum, die Vergangenheit zu romantisieren oder zu rekonstruieren. Trotzdem kann man sich die Frage stellen, ob wir vielleicht zu viel aufgegeben haben, ob es einen anderen Maßstab im Umgang mit der Natur geben könnte. Denn das hat auch viel mit gesellschaftlichen Fragen zu tun: Wenn wir die steigende Konformität und Ökonomisierung betrachten, dann fragt sich, ob es uns nicht gut täte, uns eine gewisse Freiheit im Denken und Tun zurückzuholen.

Der Wattenbach ist also nicht zufällig zu einem Dreh- und Angelpunkt für das Projekt geworden: Er steht gewissermaßen für die „verlorene“ Mitte des Ortes, er steht aber auch für das kreative Rauschen, das erzeugt wird, wenn man Kunst und Kultur als Mittel zur nachhaltigen Ortsentwicklung begreift. Im „Kunstraum Wattenbach“ ist das der Fall – und zwar keineswegs nur auf den Bachraum und die Blickwinkel der InitiatorInnen beschränkt. Es geht vielmehr darum, einen Resonanzraum zu schaffen, den Austausch von unter-

Ivona Jelčić im Gespräch mit
Kunstraum Wattenbach
(Monika Abendstein,
Alexander Erler,
Markus F. Strieder)

schiedlichen Ideen und damit auch soziale und gesellschaftliche Prozesse anzuregen. Beteiligt sind an dem Prozess sowohl lokale als auch über-regionale ProtagonistInnen, es wurden Bachgespräche geführt, BachschreiberInnen eingeladen, ein filmisches und ein fotografisches Bachporträt ist entstanden, historische und ortsspezifische Recherchen wurden durchgeführt und gestalterische Workshops angelegt. Und es wurden Postkarten mit Wasserkristallen aus dem Wattenbach an hiesige Haushalte verschickt. Eine erste „Nebelgranate“ nennt Markus F. Strieder die Aktion. Zeigen, dass der Wattenbach mehr sein kann als nur eine „tragische Figur“ der Ortsgeschichte, ihn atmosphärisch wieder ins Bewusstsein bringen. Das heißt auch, am gewohnten Bild rütteln und viele weitere Fragen zur Ortsentwicklung aufwerfen. Das will auch diese Zeitung. Sie versammelt Bachgespräche und Porträts ebenso wie die Ergebnisse des Bachschreibens, die sich auf höchst unterschiedliche, eigenwillige, geometrische, dunkle, lichte und poetische Weise an den Wattenbach annähern. Die Akteure des „Kunstraum Wattenbach“ haben ihre jeweils eigenen Biografien mit dem Ort und mit dem Bach. Der Bach wiederum hat in seiner Funktion als Energielieferant auch eine spezielle Biografie in der industriellen Entwicklung von Wattens.

Alexander Erler, 2015

Alexander: Ich bin ein Oberdörfler, nah am Wald und am Mühlal aufgewachsen. Die Schotterbank hinter der Sperre, die nach dem Hochwasser gebaut wurde, war für uns ein Eldorado, da sind wir in die Gumpen gehüpft, haben Feuer gemacht, das war ein richtiges Robinson-Crusoe-Gefühl. Dort drinnen haben wir uns verloren, aber draußen im Dorf war das völlig anders, da hat der Bach keine Rolle gespielt. Er ist mir nie sonderlich aufgefallen, obwohl mein Schulweg tagtäglich über den Bach geführt hat.

Markus Langes, 2015

Markus: Mir ging es auch so, ich habe da hinten drinnen wunderschöne Momente erlebt. Das war wie das Tor in eine eigene Welt. Kurz bevor ich studieren gegangen bin, hab ich dort eine Zeichnung gemacht, da war der Bach vereist und es sah aus wie in einem russischen Schwarzweißfilm. Das hatte eine unglaubliche Poesie. Im Dorf dagegen hatte dieses massive Mauerwerk immer eine gewisse Brutalität, etwas Hartes. Und der Bach war eigentlich todlangweilig.

Monika, 2015

Monika: Du nimmst den Bach im Ort ja eigentlich nicht wahr. In der Kindheit gab es aber schon immer wieder die Momente, in denen man auf einer Brücke gestanden ist und auf den Bach hinuntergeschaut hat. Man steht da, schaut hinunter und lässt sich treiben, bis die Gedanken auch zu plätschern anfangen und man sich plötzlich in einer anderen Welt befindet. Und gleichzeitig dieses gewaltige Bauwerk. Das holt dich ganz schnell wieder in die Realität zurück. Das verlangt dir einen gewissen Respekt ab, es gibt diese komische Ahnung: Da könnte etwas Schlimmes sein. Und man kannte ja auch die Geschichten vom Hochwasser von 1965. Dieser Alarmzustand ist wie eine Schneise, die durch den Ort führt, nichts Verbindendes, sondern etwas Trennendes hat, und etwas Trennendes hat auch immer etwas Gewaltvolles. Ich habe den Bach aber auch noch anders wahrgenommen: Dadurch, dass mein Vater und mein Großvater im Werk 2 gearbeitet haben, sind wir als Kinder relativ viel da oben gewesen, wo sich der Bach wie durch ein Nadelöhr ins Dorf zwängt. Da hast du ständig diese wassergetränkte kalte Luft um dich herum. Das hat sich als besonderer Ort eingeschrieben: so nass, so kalt, so laut.

Alexander: Es hat früher einmal durchaus enge Verknüpfungen zwischen dem Ort und dem Bach gegeben – interessanterweise ausgerechnet durch die Industrie in Wattens. Felix Bunzl, der Besitzer der Papierfabrik von 1918 bis 1938, hat das erste Schwimmbad in Wattens errichten lassen. Das war direkt neben der Papierfabrik und man hat das Wasser aus dem Wattenbach eingeleitet. Insgesamt war die Papierfabrik für Wattens aber sicher weniger prägend als zum Beispiel Swarovski. Was auch an den vielen Besitzerwechseln liegt, die es dort gegeben hat.

Markus Langes, 2015

Monika: Die industrielle Entwicklung von Wattens ist im Übrigen auch geschichtlich und politisch interessant: So lässt sich anhand verschiedener Wahlergebnisse in Wattens meist auf die überregionalen Verhältnisse schließen, also auf den allgemeinen Zustand eines dörflichen Industriecortes in Tirol. Da trifft Schwarz auf Rot, Kapitalismus auf Sozialismus, Unternehmertum auf Verwaltung, Individualismus auf Anonymität. Schade nur, dass manches an soziokultureller Kraft in Wattens nie wirklich Wurzeln geschlagen hat.

Alexander Erler, 2015

„Volkskraftwerk“ heißt einer von insgesamt acht Handlungs- und Gestaltungsräumen, die im Rahmen des Projekts „Kunstraum Wattenbach“ ganz konkret definiert wurden: In der Ortsmitte soll der Bach als Energiequelle begreifbar, sichtbar und für jeden Einzelnen benutzbar gemacht werden, zum Beispiel durch eine Handyladestation. Noch einen großen Schritt weiter geht die Idee einer „Wasserlandschaft“ mitten im Ort: Die Kanalisierung wird rückgebaut, das Gelände abgesenkt und so wieder ein Zugang zum Wasser geschaffen. Das klingt ziemlich ambitioniert.

Markus Langes, 2015

Monika: Uns geht es bei der „Wasserlandschaft“ darum, auf Augenhöhe mit dem Bach zu kommen, den Lebensraum wieder mit dem Bachraum zu verschränken. Das wäre eine unglaubliche Bereicherung für den Ort. Das ist in Wattens aber tatsächlich nicht leicht umsetzbar, weil der Bach so eingeeengt ist. Erkundigungen beim Dienst für Wildbachverbauung haben aber ergeben, dass es tatsächlich eine Krümmung des Bachverlaufs in der Mitte des Ortes gibt, die sich für eine Erweiterung anbieten würde. Wir möchten das als Diskussionsraum aufmachen und diese Landschaft als Bild in die Wattener Köpfe bringen. So könnte eine Sehnsucht entdeckt oder geweckt werden. Es geht in erster Linie darum, Möglichkeitsräume zu schaffen. Und im Grunde ist der größte Möglichkeitsraum in der Kunst gegeben, weil Kunst Fragen aufwirft und dir erlaubt, Freiräume aufzuspannen. Das haben wir in der „Vision Wattens“ klar vermisst (*Anm.: Die „Vision Wattens“ ist ein Konzept zur Ortsgestaltung und -entwicklung von Wattens, das vom Architekturbüro Snobetta im Auftrag von Markus Langes-Swarovski und Bürgermeister Thomas Oberbeirsteiner erstellt wurde*).

Markus: Die Frage ist auch, wie es mit der Entwicklung von innen heraus aussieht. Was kann das Individuum mit seinen Fähigkeiten beitragen? Mit einem reinen Einkauf oder Import von Wissen wird der Einzelne in gewisser Weise handlungsunfähig gemacht. Mit der „Vision Wattens“ ist uns etwas vor die Füße gelegt worden. Damit kann man etwas anfangen – oder auch nicht. Aber es ist nichts von innen Gewachsenes.

Alexander Erler, 2015

Alexander: Was die „Vision Wattens“ aber schon geschaffen hat, ist ein Referenzraum. Plötzlich liegt etwas auf dem Tisch, über das man diskutieren kann, das man gut findet oder auch nicht. Es ist jedenfalls ein Bezugspunkt da. Wenn man vorher etwas in diese Richtung eingebracht hat, ist das oft verpufft. Jetzt steht der Ort als Ganzes plötzlich wieder stärker im Fokus. Meine tiefe Überzeugung ist, dass es auch Impulse von außen braucht – als punktuelle Momente. Aber es braucht auch Wachstum von innen. Es muss Kräfte vor Ort geben, die das übernehmen, weitertreiben und für den Ort passend machen. Auch wir versuchen, diese Dinge zu verknüpfen.

04

Alexander Erler, 2015

Markus Langes, 2015

Monika, 2015

Alexander Erler, 2015

Markus Langes, 2015

05

Alexander Erler, 2015

Markus Langes, 2015

Monika, 2015

Alexander Erler, 2015

Markus: Man muss auch dazu sagen, dass wir ohne die Unterstützung von Markus Langes-Swarovski nicht da wären, wo wir jetzt sind. Er hat aus unserem Projekt etwas herausgespürt, gemerkt, dass etwas getan werden muss.

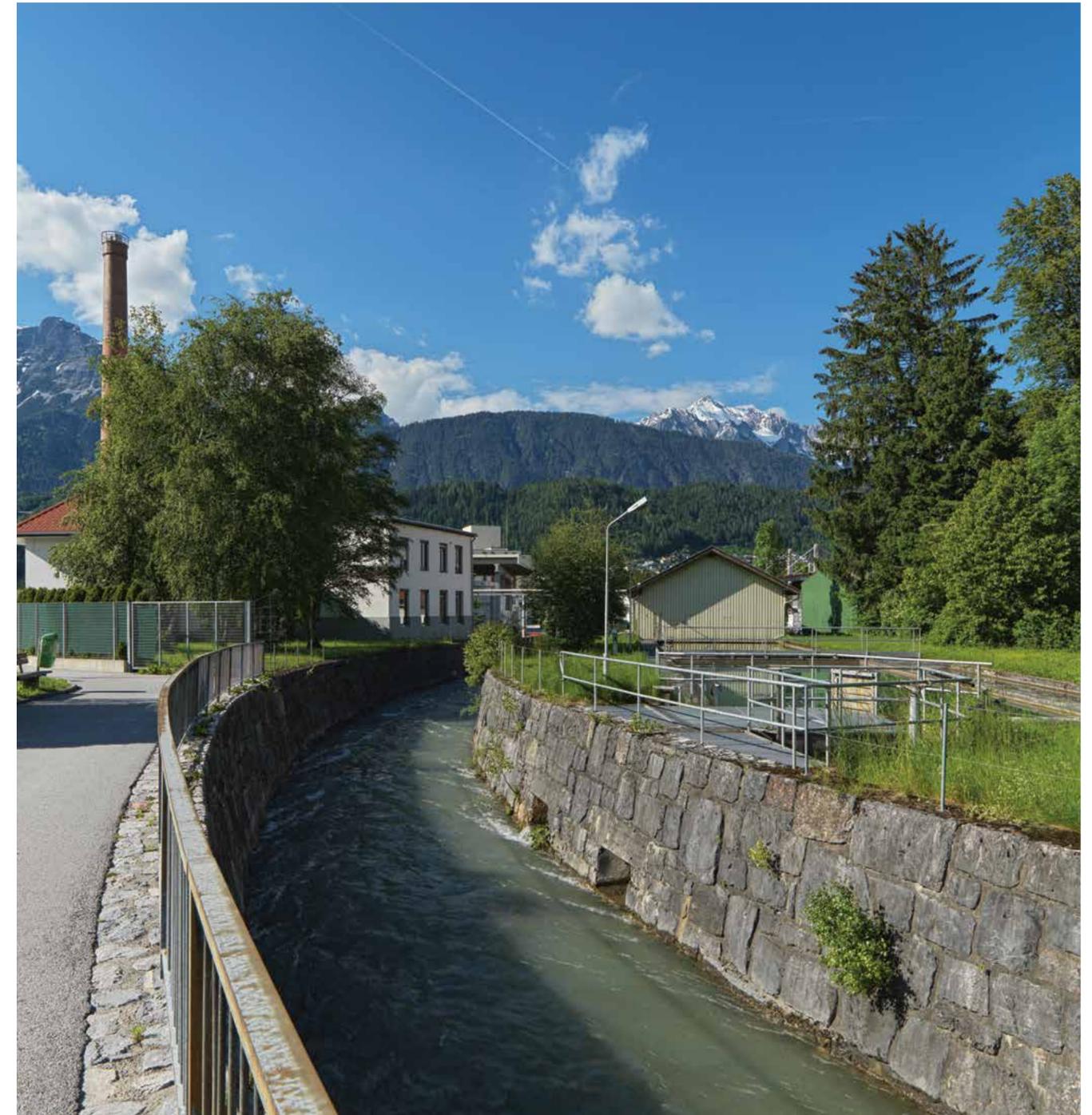
Alexander Erler, 2015

Markus Langes, 2015

Monika, 2015

Alexander Erler, 2015

Markus Langes, 2015



Erika Wimmer Mazohl, aufgewachsen in Bozen, lebt und arbeitet als Autorin und Literaturwissenschaftlerin in Innsbruck. Erschienen sind Essays zur Literatur, seit 1990 auch Veröffentlichungen in Prosa, Hörspiel, Drama und Lyrik, Experimente mit Fotografie und Lyrik. Mehrere Preise und Stipendien, 2019 Dramatikerinnen-Stipendium des Bundesministeriums für Kunst. 2014 wurde der Roman „Nellys Version der Geschichte“ publiziert (Limbus), 2019 „Orte sind. Gedichte“ (Edition Laurin). Zuletzt ist 2020 der Roman „Löwin auf einem Bein“ bei Limbus erschienen.
www.erikawimmer.net

Konturen

Auf der Suche nach Perspektiven vermaß ich den Ort anhand geometrischer Formen und was sich zeigte, konnte treffender nicht sein. In der Geometrie wird der dreidimensionale Raum als Punktmenge und im weiteren als Teilmenge aufgefasst – die Idee, von Punkten und Teilen auf ein Größeres, um nicht zu sagen Gesamtes zu schließen, gefiel mir. Aus der Vogelperspektive betrachtet ist eine Siedlung ein Fleckenhaufen, ausfransend in seinen Konturen, wie zufällig aus dem Pinsel getropft. Ein Marktflecken, dessen willkürliches Entstehen nach innen zu einem überschießenden Bedürfnis nach Zahlen und Ordnungen führt. Dem zu entgegen und meinen Beobachtungen stattdessen Profil zu geben, war mein Ziel und weil ich nur eine plane Ortskarte zur Verfügung hatte, versuchte ich mich an ebenen geometrischen Figuren, einem Fünfeck, einem Viereck, einem Kreis und so weiter. Die Wahl, demnach das Interesse, fiel auf ein weder gleichschenkliges noch rechtwinkeliges, doch spitz zulaufendes Dreieck.

Die Basis dieses Dreiecks ist eine Linie, die vom Himmelreich zum Luftschutzstollen im Werk 2 von Swarovski gezogen wird, Himmelreich und Bunker, was für eine Polarität. Von hier aus laufen die zwei Schenkellinien Richtung Norden auf den Bahnhof Fritzens-Wattens zu: Ein kleiner Verkehrsknotenpunkt, man kommt an, man fährt ab, damals wie heute. Daniel Swarovski ist 1895 mit seinen Financiers hier ausgestiegen, um Arbeit zu bringen, heute parken auf dem Bahnhofsparkplatz die Pendler ihre Wägen, um zur Arbeit nach Innsbruck oder Jenbach oder Kufstein weiterzufahren. Im Bahnhofsbuffet hocken schon morgens Arbeiter und Arbeitslose bei einem Bier.

Kippt man statt eines Biers die Dreiecksspitze über der Basislinie Richtung Süden, landet sie auf einem Hang zwei Kilometer unterhalb von Ried, auf dem Weg zwischen Säge und Vögelsberg. Die Perspektive ist so um etwas Wildnis erweitet, das Versuchsfeld ist jetzt ein Viereck, ein Geviert, mein Areal. Das Gasthaus Säge mit der schindelgedeckten Kapelle (wie alle Sägen liegt es am Bach), wo ich dem Regen trotzend durch den Matsch stiefelte, mich umsaß und schließlich einkehrte, liegt außerhalb des gesteckten Raumes und ist nicht mehr Teil der Beobachtung. Von hier aus wird das Tal zunehmend steiler, der Talboden fällt ab und erscheint mehr und mehr als dicht bewaldete, unzugängliche Schneise. Bergseitig liegt der Fokus meiner Beobachtungen auf dem Ausgang des Wattentales, konkret auf dem Wasserlauf durch die Schlucht, jenseits der Basislinie umschließen die Grenzen meiner geometrischen Figur Teile von Wattens und den Großteil des Wattenbachlaufes Richtung Inn. Das Werk 1 von Swarovski mit seinen Kristallwelten liegt nicht innerhalb der Grenzen meines Areals, Papierfabrik und Werk 2 aber schon.

Punkte

1
Himmelreich, früher auch Turlutsch (Turm des Lichtes) genannt, ist eine Felskuppe mit Wiesenmulde, die sich am Volderberg 100 Meter über dem Talboden gebildet hat und vor 2.000 Jahren besiedelt war. Unter meterdicken Humusschichten verborgen harrten die

Fundamente mehrerer Gebäude auf Wiederentdeckung, exakt zugehauene Steine, die man so geschickt übereinandergeschichtet hatte, dass die Mauern die Zeit überdauerten, denn noch heute ragen sie bis zu achtzig Zentimeter aus dem Erdboden. Ringsum fand man Scherben und Münzen, Werkzeuge wie Hauen und Steinmeißel sowie Wagenteile, Schmuckstücke wie Perlen, Reifen und Spangen ebenso wie Lanzen spitzen, die gegen jene, die den Ringwall überwinden und in feindlicher Gesinnung in die Siedlung vordringen wollten, eingesetzt worden waren. Eine leicht terrassierte rätische Höhensiedlung oder Wallburg, deren Blick nach Westen ins Inntal und hinab zu den Sümpfen für die Himmelreichbewohner manchmal lebensrettend gewesen sein mochte, sahen sie von hier aus doch, ob Feinde sich näherten.

Heute ist der Blick nach Westen von hohen Bäumen versperrt, die Kuppe ist bewaldet und nur gegen Nordosten gibt eine Aussichtsplattform aus Stahl den Blick auf Wattens frei. Diese Plattform ist Teil einer Maßnahme. Die Maßnahme nennt sich Freiluftmuseum und erklärt den Vorbeikomenden anhand von Schautafeln die Historie. Dazu gehören auch schlanke Stahlsäulen (ein ‚Wald‘ von Stahlsäulen mit Quertraversen, rostüberzogen, wie man das jetzt so hat), welche die Dimension jedes einzelnen ehemaligen Hauses andeuten und so die Siedlung plastischer vor Augen führen sollen. Die einstige Zisterne, zehn Meter tief und in einem schräg abgeflachten Becken aus behauenen Steinquadern eingelassen, ist (wohl aus Sicherheitsgründen) mit einem verglasten Stahlkasten abgedeckt. Dass die zwischen den Felsritzen emporgeschossenen Pflanzen im Inneren des Kastens die Sicht in die Tiefe verstellen, ist ein revolutionärer Akt der Natur, der aus der Besichtigung ein Kunstwerk macht, das von Lois Weinberger sein könnte. Das Gelände gibt sich ohne jede Zurückhaltung: zeitgenössisch geschäftig. Es hat die Stille verlassen und allen Zauber verloren. Turlutsch, der für lange Zeit vergessene Lichtturm, wird heute bespielt, das Himmelreich ist ein geschwätziger Ort geworden.

2
Per Zug kann man auch mit dem Fahrrad ankommen, allein die Bahnhofshalle ist diese Reise wert und die Fortbewegung im Weiteren ein Leichtes. Im Buffet und an der Unterführung herrscht Lebhaftigkeit, die Halle aber ist verwaist. Die Fahrkartenschalter, einst von Menschentrauben belagert, sind geschlossen, der Kauf einer Bahnkarte wird digital oder über einen Ticketautomaten erledigt. Tritt mir ein Ort so ganz verschlafen entgegen, will ich ihn erobern und erwecken. Ich erfahre, dass man Halle und Buffet nur gemeinsam kriegen kann, ist das eine geöffnet, lässt sich auch das andere betreten, ist die Halle geschlossen, wird nebenan auch kein Bier ausgeschrieben.

Es ist schwül, doch der Eindruck des Luftigen bleibt auch in der Sommerhitze bestehen. Nach vorne, zum Bahnhofsplatz hin, gewinnt die Decke um ein paar Meter an Höhe, fast die gesamte Frontfassade besteht aus fünf Fenstern, jeweils zu neun stahlgerahmten Glasfeldern gegliedert. Die Höhe der Fenster verleiht dem Gebäude etwas Hochragendes und auch Helles, dazu kommt ein horizontal eingesetztes Farbenspiel, das sich auf halber Raumhöhe wie eine surreale Landschaft ausbreitet. Die den Fenstern gegenüberlie-

gende Längsseite der Halle ist grauweiß verflieset, auf Gesichtshöhe sind mehrere Glasvitriolen angebracht, sie enthalten keine Fahrpläne mehr, zum Glück auch keine Werbung, sondern weiße Papierbögen. Orange Fliesen bedecken den Boden, ein Tischchen steht im Raum, an den Fenstern ein paar schlichte Bänke, sonst ist die Halle leer. Der flüchtige Eindruck, dass das Gebäude den Charme der 1960er Jahre ausstrahle, bestätigt sich bald an der Schmalseite gegenüber der Eingangstür: Die einst Durcheilenden haben das Kunstwerk, das der Angabe nach 1967 entstanden ist und einem hier von der Wand entgegenprangt, wohl kaum eingehender beachtet, jetzt aber zieht es die Blicke an und verweist auf jene nie wegzudenkende, immer dominierende Charakteristik des Dorfes Wattens, die man im Übrigen gerade von Fritzens aus, das auf der gegenüberliegenden Seite des Inntales liegt, täglich bestätigt sieht. Der Industrieort, die großen Fabrikgebäude und hoch aufragenden Schlotte hat auch der Künstler vor Augen gehabt, als er die Bahnhofshalle mit einem Gemälde ausstattete. Im Hintergrund das Werk, im Vordergrund drei Arbeiter mit unterschiedlichen Werkzeugen, alles grob und holzschnittartig und in Grautönen komponiert.

Die Bahnhofshalle von Fritzens-Wattens ist so gut wie ein Bläserensemble, das einfache Melodien spielt, sie aber interessant intoniert. Bei diesem Gebäude stimmt alles zusammen, Halle und Außenhaut wurden gestaltet und bleiben doch funktional. Als ich die Frontfassade von außen fotografierte, sehe ich in den Scheiben über den bunten Glasintarsien einige weiß gebauschte Wolken, im unteren Drittel der Fensterscheiben glaube ich die Spiegelung eines flachen Fabrikbaus mit rauchenden Schloten zu erkennen.

3
Ich lege die Handinnenflächen an den Felsen: Er fühlt sich rau, kalt und geschunden an, immer wieder werden Körperteile, Arme, Rücken, Seiten, Hinterteile und auch Köpfe an den Felswänden gerieben, wird Haut daran aufgeschürft. Dicht an dicht stehen die Menschen und immer mehr drängen von draußen ins Innere des Bunkers, die Masse drückt jene, die am Rand stehen, gegen den Felsen und alle berühren einander Leib an Leib. Die Sirenen schreien. Die Werksleitung hat den Stollen nach hinten abgeriegelt, zum Schutz der Allgemeinheit ist nur der vordere Stollenabschnitt geöffnet. Es ist eine Vorstellung nur, wie auch der Lärmpegel im Stollen nur vorgestellert werden kann: Wenn die Geschichte nicht dokumentiert und überliefert ist, können nur Spekulationen angestellt werden – die Schreie, die Befehle, das Weinen der Kinder, alles nur vorgestellt, oder vielleicht herrscht in dem überfüllten Raum nichts als eine dumpfe Stille, vielleicht hört man nur das Schaben der Schuhsohlen auf dem Erdboden, alle schweigen in sich hinein, fest entschlossen, die Gefahr ohne viele Worte zu überstehen. Oder ist es so, dass von Überfüllung nicht die Rede sein kann? Dass nur wenige gekommen sind, nur Frauen und Kinder in den Bunker geschickt wurden, weil die meisten Männer im Kriegsdienst sind? Oder weil man sich nicht zimperlich gibt und außerdem ein Gottvertrauen hat? Man glaubt, dass von zielgerichteten Bombardierungen auf Wattens, etwa gar auf das Swarovski-Imperium, nicht ausgegangen werden muss: Aller Logik zum Trotz sind (womöglich) viele dieser Meinung, denn eigentlich wäre

gegen Werke, die Kriegsgerät produzieren, seitens der Alliierten unbedingt vorzugehen, doch was in den Augen der Wattener Männer nicht sein darf, das ist nicht. Swarovski hat im Jahr 1940 ein halbes Jahrhundert lang bewiesen, dass es auch in Krisen die Oberhand behält, pffiffige Ideen umsetzt und profitabel bleibt. Swarovski arbeitet sich immer durch und heraus und schwimmt oben und verdient auch noch gut, sodass alle Männer Arbeit und ihre Familien zu essen haben, auch mithilfe der Bauern. Und tatsächlich, die Bomben verschonen den Ort, sie schlagen ins Vomperloch ein, oder ins Gebirge, dies geschieht angeblich an einem nebeligen Tag, da die Piloten die Ziele nicht exakt orten können.

Und hinter der Absperrung werden Werksmaschinen in Sicherheit gebracht. Und dahinter, so das Gerücht, im völlig verschwiegenen Teil des Stollens, werden Flugzeugteile gefertigt, oder vielleicht sind es optische Geräte für Panzerfahrzeuge, so genau können das die Leute nicht sagen, denn dies ist der geheime Teil der Rüstungsproduktion neben dem Heer von Feldstechern, die bekanntlich an die deutsche Wehrmacht geliefert werden. Es gibt Dinge, die werden an keinerlei Glocke gehängt, sie werden nicht einmal hinter vorgehaltener Hand geflüstert. Kaum bekannt sind auch die Zwangsarbeiter oder Gefangenen (aus Prien am Chiemsee), die den Fels gesprengt und den Stollen gegraben haben, die die harte Drecksarbeit erledigten. Es gibt in den Archiven keine Dokumente zu diesen Themen.

Da ist ein Tor, das zu meiner Überraschung offen steht, ein Schutzraum, den ich betrete, obwohl ich in Sicherheit bin, draußen wie drinnen. Keine Sirene treibt mich in den Stollen, meine Neugierde ist es und sie ist harmlos. Drei gelbe Arbeitshelme hängen am Stolleneingang, man verletzt sich hier nicht. Der Stollen ist ein sauber verputzter Tunnel, der sich in den Berg bohrt, eine lang gezogene Lagerhalle mit Regalen und Paletten zu beiden Seiten, ein gut ausgeleuchteter riesiger Hohlraum, den den Wattenberg in mehreren Biegungen durchzieht. Der ich bequem begehen kann, weil da eine geteerte Fläche unter meinen Füßen ist. Der sich nicht abweisend anfühlt, sondern wie ein trockener sauberer Keller riecht. Nur die Felswände, an die ich meine Hände lege, um mich des Berges zu vergewissern, fühlen sich rau, kalt und geschunden an.

4
Die Wiese trägt Sommergrün, die Grashalme sind an den Spitzen gelb und Wind streift über den Hang, dass er sich wie ein grünblonder See kräuselt. In der Ferne ein paar Gehöfte, auf der gegenüberliegenden Talseite das Dorf Wattenberg, die Talsenke bewaldet und da und dort Bergspitzen, die ins Himmelblau stechen. Auf Steilhängen wie diesem wurde einst mit der Sense gemäht, die Bauern trugen Nagelschuhe, damit sie einen festen Stand hatten, wenn die Klinge ausschwang. Heute geht der Bauer mit dem Motormäher über den Hang. Bald wird das Sommerblond fallen, die Wiese wird wieder, schon zum zweiten Mal in diesem Jahr, abgerasiert und ich werde mit den Händen über die Stoppeln fahren, um zu prüfen, ob die Bergwange sticht. Später, wenn es Herbst wird, werde ich mich zurückdenken, das Stechen der Grasstoppeln spüren und den Duft des Heus bis zum Niesen in der Nase haben.

Was dieser Hang mit dem Wattenbach zu tun hat, erfährt man spätestens, wenn der Herbstregen fällt und all das Wasser vom Berg in den Bach strömt.

#1

Bachgespräch #1 | 05.06.19

Lebensraum Wasserlauf mit Johannes Kostenzer

(Tiroler Landesumweltanwalt)

Der kasernierte Wasserlauf von Wattens hält Menschen und Natur seit Jahren auf Abstand. Im ersten Bachgespräch geht es jedoch um einen Ort in Wattens, an dem die Beziehung der lokalen Bevölkerung zum Wasser sich bessern könnte.

Im Fall des Wattenbachs sei zuerst ein neuer Blickwinkel nötig, findet Markus F. Strieder: „Wir müssen die subtile Kraft des Wassers wieder entdecken, es nicht nur von der Gefährlichkeit aus denken.“

Für Strieder ist ein neuer Umgang mit dem Wattenbach nicht nur ein spannendes Thema für Kunst und Kultur, sondern als Metapher für den allgemeinen Umgang mit gestalterischen Dingen in Wattens ein ganz persönliches Ansinnen. „Eine Zeit lang hat es mich echt deprimiert“, sagt er gleich zu Beginn. „Das ist alles so brutal, du spürst richtig diesen Druck, dass du dich fragst: Was ist hier los?“

Kaum vorstellbar scheint es, dass im hart und laut talwärts rauschenden Wattenbach von heute noch vor wenigen Jahrzehnten Kinder gespielt oder Menschen in Booten geschippert haben. Doch historische Aufnahmen belegen diese Vergangenheit des Bachs einwandfrei.

Umweltanwalt Kostenzer findet sowohl die Bilder von friedlichen Momenten am Bach wie auch die Luftaufnahme von Wattens spannend. Die Siedlung Wattens sei wohl sehr bewusst in Abgrenzung zu den steilsten Stellen des Bachs entstanden, in der Schlucht gleich hinter dem oberen Swarovski-Werk. Man sollte die gefährlichsten Teile des Wildbachs daher nicht allzu leichtsinnig und niederschwellig zugänglich machen. „Ich glaube nicht, dass man diese seit Jahrhunderten bestehende Distanz zu sehr aufbrechen sollte“, sagt Kostenzer.

Die Idee, wieder einen Zugang zum Wattenbach zu schaffen, erscheint zwar radikal in so einem Umfeld, doch die Projektverantwortlichen glauben, dass dies im Zentrum von Wattens gelingen könnte. Monika Abendstein erklärt, wie dort eine neue Verbindung mit dem Fließgewässer entstehen könnte: „Mitten im Dorf würden wir eine Rechtskurve des Wattenbachs nutzen, das Bachbett erweitern und den Lebensraum mit dem Wasserlauf verschränken.“

Kostenzer ist von der Idee aus mehreren Gründen begeistert, das stellt er aus Expertensicht auch dar: Die absolute Verbauung von Flüssen und Bächen ist längst nicht mehr Stand der Technik. „Man baut sowas inzwischen eher zurück.“ Jetzt würden die Gemeinden weiterdenken und Retentionsräume schaffen.

Solche Wasserspeicher haben im fortschreitenden Klimawandel eine mehrfache, positive Wirkung auf das Stadtklima. „Es gibt Städte, die massiv investieren, um mit Begrünung und Was-

Bachgespräche

10

der sie einmal waren. Bald hat die Natur all das zurückgewonnen (und erinnert uns daran, dass sie nach unserem Abgang noch dableiben wird, eine Weile).

Ich steige hinunter. Hier ist das Bachbett sandig, hier stapft man zwischen großen Steinen umher und hört das Knirschen des Kieses unter den Bergschuhen, hier murmelt das Wasser nicht, es gurgelt, weil es die Felsbrocken umspült und Hindernisse überwindet, weil es sich zu Tümpeln staut und da und dort kleine Wasserfälle bildet. Steinblöcke schieben sich vom Ufer zum Wasserlauf hin, umzingelt von Busch- und Blattwerk, das sich über Geröll und Sand und Wasser neigt. Ich treffe auf ein Wehr, das noch intakt zu sein scheint, bei Hochwasser wird es die mitgeführten Zweige und Baumstämme fangen und festhalten, so lange, bis sie herausgefischt und an Land gezogen werden. Das Wehr ist ein Fremdkörper, doch es passt sich bereits an: farblich gesprenkelt und am Ufer genauso von Grünzeug umrahmt wie die herumliegenden Findlinge.

Die Schlucht bewegt sich in kleinen Rucken. Immer wieder lässt der Berg Brocken los oder ein Stück Hang abrutschen, samt Busch und Baum, kreuz und quer liegende, manchmal gerade noch im steilen Gelände haftende, beinahe herunterfallende Stämme zeigen die Bewegung des Berges an. Da und dort liegt das Gestrüpp in Haufen. Die Behörde tut hier nichts mehr, sie lässt nur noch Schilder aufstellen: „Betreten der Sperre verboten, Absturzgefahr!“ oder „Wasserfallweg gesperrt!“ Längst gibt es hier nichts mehr zu sehen, heißt es, denn der Wasserfall, einst Schmuckstück von Wattens, wurde von ungezügelt zu Tal donnernden Muren zerstört.

Nein, hier gibt es nichts mehr. So lange, bis die Gemeinde auf den Gedanken kommt, die Steilhänge zu sichern und die Schlucht durch Wege und Stege wieder zugänglich zu machen und damit touristisch zu nutzen, bleibt die relative Wildnis dieses Schwellengebietes ungestört. Unversehens finde ich mich dicht von Zweigen und Blättern umgeben, ich schiebe sie nicht beiseite, sondern stehe nur da – rundes, ovales, herzförmiges, gezacktes, glattes, lindgelbes, saftgrünes, braungrünes, tannengrünes, sanftes, stacheliges, kitzelndes, kratzendes Blattwerk umgibt mich.

Auf dem Rückweg dringt plötzlich Gedudel an mein Ohr, es scheint aus einem Radio zu kommen, ein Fenster steht offen. Ich gehe schnell vorbei, lasse das Vereinslokal der Eisstockschießer links liegen, erreiche bald die geteerte Straße und stoße auf das Wasserschloss, ein schlichtes Gebäude, das über dem Bach thront und auf Revitalisierung wartet: Es ist ein Schwellengebäude par excellence, architektonisches Dokument des Damals und Jetzt, der Putz aufgeplatzt, das Dach undicht, die Fensterscheiben zerborsten. Mit seinen schief hängenden Fensterläden und der krummen Tür erzählt es vom Vergehen der Zeit. Das Moos auf dem Dach aber, der aus dem Fenster ragende Strauch und das Unkraut in den Ritzen der Fensterbretter – sie ernähren sich vom Haus, ganz dem Wachsen verpflichtet. Sie sind das Lebendige in der Gegenwart. Und vielleicht sind sie es, die aus dem einfachen Haus ein Schloss machen, an dem kaum jemand vorüberkommt ohne anzuhalten, ohne nachzudenken, ohne sich zu erinnern.

ne Empörung über die übertriebene Maßnahme ist im Lauf der Jahrzehnte einer müden Klage gewichen. Der Bach murrn nur noch vor sich hin. Und produziert mit seiner freudlosen Feuchte da und dort ein Kräutlein, das sich zwischen einbetonierten Steinen trotz allem den Weg zur Sonne bahnt. Wenn man auf einer der Brücken steht und auf das Bachmurmeln lauscht, kann man dahinter sein Murren hören.

Flecken am Bach

Lohschmiede – Obere Leitl – Poschn – Bummerer – Taxer – Ertl-Schmiede – Schlosser – Zillertaler – Zoppl – Obere Staudeler – Wattenbacher – Garber – Nissl – Neuwirt – Schwarz – Santner Mühle – Hörmann – Schinnaglsäge – Pfantschmetzger und wie sie alle heißen.

Haufen

Die Schwelle zwischen Wildnis und Dorf ist von Wirtschaftlichkeit geprägt. Am Eingang der Schlucht dominieren Werksgebäude, Werkstätten, Parkplätze und Wasserwehren, das Bachufer ist von Containern, Eisentraversen, Paletten, Absperrungen, Betonsockeln, Industriescheinwerfern und Stahlgeländern geprägt, auf der gegenüberliegenden Bachseite thront etwas erhöht ein Elektrizitätswerk der Papierfabrik. An der Grenze zur Wildnis wurde gebaut und umgeschichtet, hier wird noch immer geteert, gelötet, gehämmert und betoniert, mehr und mehr auch geplant und verkauft. Wer sich hier aufhält, hat zu tun. Wer sich dennoch etwas Zeit nimmt, vernimmt den Ton der Arbeit: Auch da, wo man in den Büros der Werkstätten an Computern sitzt, hört man das typische Schrammen, das der Mensch stets dann erzeugt, wenn er der Wildnis etwas entgegenhält. Der Eindruck der Unordnung täuscht, denn alles hier hat oder hatte seine Zeit und seinen Zweck. Manches wirkt wie liegengelieben, unnütz geworden, doch darübergebreitet ist die Funktionalität der Gegenwart. Wattens tritt dem Berg, der Schlucht, dem Wasser und dem Wald funktionstüchtig entgegen. Und der Schnitt zwischen dem einen und dem anderen ist wie von einem Messer gezogen – da endet das Dorf, da beginnt die Natur. Eine klare Grenze, scheinbar.

Obwohl die Zivilisation doch erheblich in die Natur hineinragt, obwohl ein naturliebendes ästhetisches Empfinden den Eindruck haben mag, dass zu viel zerstörtes Rohr- und Brückenwerk achtlos zurückgelassen wurde, sind es gerade diese nicht weggeräumten Reste menschlicher Betriebsamkeit, die ein spannendes Spiel mit der Wildnis treiben. Oder eigentlich umgekehrt. Was man der Natur überlässt, das übernimmt sie, sie frisst, verdaut und transformiert es. Solange es Natur gibt und diese nicht erstickt wird. Das den Steilhang herabziehende Rohrwerk einer Wasserkraftanlage ist von Rost überzogen, aber nicht adrett wie im Freiluftmuseum, sondern radikal. Dieser Rost durchlöchert und löst auf. Die Reste von Mauerwerk am alten Bachübergang werden im Lauf der Zeit von der Nässe erledigt, die faulenden Brückendielen sind moosbedeckt und morsch, fast sind sie wieder zum Baum geworden,

Von Punkten, Flecken und Haufen. Maßnahmen in Wattens

Dann steigt der Wasserpegel zwar merklich, doch gefährlich ist das längst nicht mehr. Genauso im Frühjahr, wenn die Schneedecke der Sonne nachgibt, sich in Wasser verwandelt und Bäche ringsum von den Bergen strömen, aus dem Inneren des Berges dringen und die Schlucht, die eine gezähmte Schlucht ist, passieren. Wo die Bergschneise sich zum Ort hin öffnet, überträgt der Bach das Wasserrauschen auf die Gebäude und Gassen, die sich vielleicht daran erinnern, dass es Zeiten gab, in denen die Gegend nicht von Rauschen, sondern von tosendem Lärm erfüllt war. Zeiten, in denen man bei der Lohschmiede, beim Poschn oder Bummerer sein eigenes Wort nicht verstand. Und wo nicht nur die Wassermassen ins Dorf schrien, sondern auch der Berg zu vernehmen war mit bedrohlichem Knarzen und Krachen.

Was der Hang unterhalb von Ried, auf dem Weg zwischen Säge und Vögelsberg, mit Swarovski und der Papierfabrik zu tun hat, das weiß man, wenn man auf die kleineren und größeren Elektrizitätswerke achtet, die über den Ort verteilt ein kaum noch zu hörendes Sirren von sich geben. Sirr, ohne den Berg keine Wasserkraft. Wäre bloß ein träges Gewässer durch Wattens geflossen, dann wären die Herren 1895 nicht gerade hier aus dem Zug gestiegen, womit auch gesagt ist, was der Bahnhof mit dem Wattenbach zu tun hat. Wie auch die alte Lodenfabrik, später das Werk 2 von Swarovski, mit dem Bach zusammenhängt – jenes Werk, das einerseits über einen Luftschutzstollen verfügte, andererseits seinen Mitarbeitern das wöchentliche Duschen oder Baden ermöglichte. Privaten Wohnkomfort kannte die Allgemeinheit nicht. Der erste Fernseher von Wattens stand in der Villa Swarovski, genauso verhielt es sich mit der ersten Waschmaschine und dem ersten Auto vor Ort.

Weitere markante Punkte in meinem Areal gehen ursächlich auf den Wattenbach zurück: Die Marienpfarrkirche, 1958 eingeweiht, wurde von den Fabrikherren großzügig gefördert. Daniel Swarovski war mit dem Gemeindearzt Stainer der geistige Vater der alten Stainersiedlung, entstanden von 1935 bis 1938, Häuschen mit kleinen Grundstücken und einem Ziehbrunnen, die den Werk tätigen und ihren Familien Selbstversorgung ermöglichten. Die Gemeindesiedlung war das Modell für die späteren Gartensiedlungen, ein Aushängeschild von Swarovski. Die vielen Dorfbrunnen speisen sich vom Wattenbach und eines der ältesten Gasthäuser, der Neuwirt, profitiert seit eh und je von der unmittelbaren Nähe des Baches. Bei der großen Überschwemmung 1965 fuhr das Wasser freilich bei der Vordertür des Wirtes hinein, bei der Hintertür wieder hinaus.

Der Wattenbach, obwohl er als zu streng gelenktes, geradezu in ein Korsett gezwängtes Gewässer das Dorf quert, leistet heute noch immer seine Dienste. Er ist nicht nur gezähmt, sondern zu einem sterilen Gerinne verkommen. Dass er metertief zwischen Mauern dahinfließt, das kann er noch hinnehmen, denn es dient dem Schutz von Mensch, Vieh und Besitz. Dass man ihm aber auch die Durchlässigkeit des Bodens, den Kontakt mit der Erde, dem Geröll, den Flussteinen, dem Kies und Sand zwischen den Steinen, sämtliche Bachpflanzen und auch sein Getier genommen und ihm stattdessen einen gepflasterten Bachboden verpasst hat, das kann er nie und nimmer verwinden. Doch sei-

^[1] → Bachgespräche #2 | #3 | #4 ab Seite 14

548 m | 47°18'00.70" N | 11°35'29.66" O

Zuggalerie (01)

da wo Kunst im Dazwischen liegt, wo es um Zu- und Umstände geht, das Warten kein Stillstand ist, sondern ein Innehalten und ein Sich-Orientieren – wo der Lauf der Zeit sich im Uhrzeigersinn zurück in die Zukunft bewegt und im Fragen nach dem Woher und Wohin ein Hier und Jetzt erspüren lässt.

Ein Kulturbahnhof zwischen Berg und Tal, über Wasser, Wege und Weichen – da wo bunte Erzählungen, Erlebnisse und Sehnsüchte mit jenen aus anderen Orten zusammentreffen – wo das Weggehen und das Ankommen neue Geschichten schreiben – wo Bewegung Begegnung bewirkt und wo kulturellem und künstlerischem Handeln der Hof am Bahnsteig gemacht wird. ... es ist nicht weit nach Panama ...



577 m | 47°17'14.30" N | 11°35'32.86" O

Wasserschloss (04)

da wo es enger nicht mehr geht, wo es kein zweifelndes Zurück, aber ein unaufhaltsames Weiter und Drängen gibt, kompromisslos und wild – wo es schreiend und tosend aus dem Tal bricht oder seltsam plätschernd ins Land rinnt – wo sich die Frage nach dem Dahinter stellt und im aufsteigenden Wassernebel eine verlockende Spurensuche beginnt.

619 m | 47°17'05.52" N | 11°35'38.72" O

Auffangbecken (05)

da wo stacheliges Dickicht und üppiger Wildwuchs sich lichten und eine Oase in der Wildnis freigeben – wo sich ein- und abtauchen lässt in eine Welt voller selbstverständlicher Schönheit – wo Natur respektvoll geschützt werden muss und Pflege notwendig ist, wo sich Alltägliches im Spiel verliert oder verloren Geglaubtes auftauchen und überraschen kann.

560 m | 47°17'34.12" N | 11°35'26.97" O

Wasserlandschaft (02)

da wo Wasser und Ort miteinander verschmelzen und zu verstehen beginnen und dem Lauf des Lebens Raum gegeben wird – wo Wasserkraft zum Volkskraftwerk wird und ein Watt ohne -ens seinen Sinn verliert.

567 m | 47°17'25.52" N | 11°35'32.62" O

Orakel (03)

da wo das Wasser uns sanft umspült – wo das Murmeln, Rauschen, Wirbeln und Sprudeln einer Wasserader zur Lebensader spricht – wo sich Fragen stellen und Antworten erübrigen.

852 m | 47°16'11.47" N | 11°36'13.41" O

Schaukel (06)

da wo das Kind in uns angefragt wird, wo es ums Verstehen und Verstanden-Werden geht, wo Neugier, Lust und Spiel ein Universum erschließen, das uns eigen ist und uns ins Experiment Leben schaukelt – wo Kulturtechnik und Poesie zusammenfließen – da wo das Notwendige poetisiert wird.

553 m | 47°17'40.92" N | 11°36'34.11" O

Schwelle (07)

da wo es statt eines Namens Orientierung braucht – wo ein Übergang zum Zustand wird und scheinbar Unumstößliches eine neue Ausrichtung erfährt – wo x/y-Koordinaten allein nicht ausreichen, einen Ort zu definieren – wo der Begriff von Grenzen hinterfragt wird – da wo auf zeichenhafte Weise von neuen Möglichkeitsräumen erzählt wird.

#2

Bachgespräch #2 | 16.09.19

Kulturbahnhof Fritzens-Wattens mit Robert Possenig (ÖBB)

Ein Bahnhof ist in der Regel ein Ort der Ankunft und Abfahrt. Er könnte aber viel mehr sein: ein Raum für Begegnung, ein Paradies zum Tagträumen. Oder gar ein Ort der Kunst?

Für die Projektverantwortlichen ist der neu zu gestaltende Bahnhof Fritzens-Wattens eine einmalige Gelegenheit. Ein Kulturbahnhof scheint in Greifweite zu sein, ein Bachgespräch soll die Möglichkeiten ausloten. Vorbilder sind schnell gefunden: Der deutsche Bahnhof Kassel-Wilhelmshöhe etwa beherbergt eine Galerie der komischen Künste und ein Bahnhofskino genauso wie Kreativbüros. Binnen weniger Jahre mauserte er sich von einem Problemort zu einem Vorzeigeprojekt. Selbst im 8.000-Einwohner-Städtchen Itzehoe bei Hamburg kann der Bahnhof mehr als Gleise, Wartehäuschen und WC.

„Spannend am Bahnhof ist ja das bunte Publikum“, sagt Alexander Erler. „Der Bahnhof als niederschwelliges Zentrum für Kunst, Kommunikation und Mobilität, das hat Potenzial.“

Schon nach wenigen Minuten wird klar: Alle Beteiligten erkennen, wie reizvoll es wäre, im neuen Bahnhof einen Platz für Kunst und Kultur zu schaffen. Allein der Finanzierung wegen müsse er interessant für Investoren sein, so der Bürgermeister. Und das, obwohl Wattens mit einer täglichen Frequenz von rund 2.000 Fahrgästen theoretisch nicht einmal die magische Viertausender-Richtlinie der ÖBB für ein Bahnhofs-WC überschreiten würde. Doch sowohl Swarovski als auch die Papierfabrik, sagt Bürgermeister Thomas Oberbeirsteiner, hätten steigendes Interesse daran, dass ihre MitarbeiterInnen per Bahn anreisen.

Markus Langes-Swarovski bestätigt das, wenn auch der berühmte letzte Meter noch zu klären sei. Er glaubt, dass der Kulturbahnhof eine lustvolle Erzählung wäre. Dann stellt er jedoch die nur scheinbar simple Frage: Was genau ist ein Kulturbahnhof? „Das kann ja von der reinen Architektur des Bahnhofs bis hin zu einer Programmatik alles sein. Passiert da was, sind da Menschen am Schaffen, ist der Gast mit einbezogen? Da gibt es ja die gesamte Klaviatur, die Architektur ist dann eher noch das Einfachste.“

Ähnlich sieht es Robert Possenig von den ÖBB. Er erklärt, dass

neue Bahnhöfe normalerweise relativ pragmatisch nach klaren technischen Vorgaben und Eisenbahnrecht gestaltet werden; selten nach baukulturellen Gesichtspunkten im Zuge einer großen Ausschreibung. Es handelt sich vielmehr um eine Art Modulsystem, bei dem die Sicherheit und Funktionalität des Betriebs die größte Priorität hätten – aber durchaus noch Raum für Gestaltung ist.

Selbst wenn Possenig die interne Überzeugungsarbeit bei den verantwortlichen Planern der ÖBB gelingen sollte: Das Bahnhofsprojekt beschäftigt nicht nur Wattens, sondern gleich zwanzig beteiligte Gemeinden, gibt der Bürgermeister zu bedenken. Der Traum vom Kulturbahnhof könnte am Ende an einer knallharten Realität scheitern: „Die Gemeinden müssen Kindergärten bauen und Kanallöcher zumachen. Und keiner hat Geld. Das ist leider so.“

Rebecca Sandbichler

#3

Bachgespräch #3 | 23.10.19

Dorfentwicklung durch Kunst mit Andreas Schett

(Kulturschaffender, Komponist und Kommunikationsdesigner)

Wie viel Beharrlichkeit trägt die Kulturarbeit am Land? Und was bleibt selbst von der tollsten Initiative, wenn eine Vision in Flammen aufgeht? Andreas Schett hat das in seiner Heimat unmittelbar erfahren müssen.

Die „Villgrater Kulturwiese“, ein Sommerfestival, das er im Osttiroler Dorf Innervillgraten zwischen 1992 und 1996 veranstaltete, scheiterte nach vier erfolgreichen Jahren am Höhepunkt: Der wachsende Unmut der Traditionalisten im Ort hatte einen Brandanschlag auf ein 400 Jahre altes Bauernhaus provoziert – und dem Festival die Existenzgrundlage geraubt.

Es hört sich stimmig an, wenn er erzählt, wie er als Praktikant des Tourismusbüros nicht nur ein bisschen bessere Unterhaltung für die deutschen Gäste organisierte, sondern mit Gleichgesinnten innerhalb kürzester Zeit ein avantgardistisches, international beachtetes Festival auf die Beine stellte, auf dessen Höhepunkt im Verlauf eines Sommers mehr als 20.000 Kulturbegeisterte anreisten – nach Innervillgraten!

War die ganze Arbeit es wert? Schett zitiert berührende Momente mit älteren, kaum gebildeten Dorfbewohnerinnen, die auf jeder Veranstaltung waren. Aber auch die Umfrage, die ein Freund und angehender Journalist im letzten Jahr der Kulturwiese noch unter 140 von 200 Haushalten in Innervillgraten gemacht hatte. Was die Bewohner von der Kulturwiese hielten?

Die Ergebnisse kann Schett noch heute aufsagen: „16 Prozent haben gesagt: ‚Die gehören alle standrechtlich erschossen. Das gehört sofort abgestellt. Weg damit.‘“ Dann wiederum hätten immerhin 32 Prozent gemeint, die Kulturwiese sei „das Wichtigste und Größte, was man jemals hat machen können“. Dem großen Rest war es gleichgültig. Für Schett ist das eine Regel, die bis heute gilt: „Wenn du was machst, hast du doppelt so viele Befürworter wie Gegner – und der Mehrheit ist es wurscht.“

Schett's Interventionen in Innervillgraten sind nicht im luftleeren Raum entstanden. Der junge Osttiroler war geprägt von seinem sensiblen, humorvollen Volksschullehrer Johannes E. Trojer, der im Jahr vor seinem Tod noch eine Foto-Ausstellung kuratiert hatte,

bei der Schett als Sommerpraktikant ausgeholfen und wo er „unglaublich gute Gespräche geführt“ hatte. Trojers Blick auf die Heimat muss gleichzeitig schonungslos und zärtlich gewesen sein. „Er hat als einer der Ersten und Präzisen formuliert, dass das Dorf ein kleiner Raum ist, wo man studieren kann, wie es im Großen und Ganzen funktioniert“, sagt Schett.

Doch welchen Wert hat Kultur für die Dorfentwicklung? Da holt Schett zu Beginn schon aus. Der Begriff Dorfentwicklung habe als politisches Ziel seit dreißig Jahren unglaublich viel Geld verbrannt, sagt er. „Mit dem Effekt, dass die Dörfer entsetzlich ausschauen.“ Dorfentwicklung sei eine eigene Kultur, die Trojer schon in den 70ern süffisant und kritisch beschrieben habe. „Er hat sich lustig drüber gemacht, aber natürlich furchtbar darunter gelitten.“

Und dennoch sei Kultur der Motor zur Entwicklung einer Gesellschaft und auch für ein Dorf, sagt Schett. „Sogar für eine Familie, das fängt beim Essen schon an – Kultur ist das Wichtigste.“

Rebecca Sandbichler



Bachgespräch #1 (im Bild: Markus Langes-Swarovski, Monika Abendstein, Johannes Kostenzer, Rebecca Sandbichler, Markus F. Strieder)

Neben dem jeweiligen Gast und den drei Projektverantwortlichen nahmen – in wechselnder Besetzung – Markus Langes-Swarovski, Bürgermeister Thomas Oberbeirsteiner, Kulturreferent Lukas Schmied, die Schriftstellerin Erika Wimmer sowie die Journalistinnen Rebecca Sandbichler und Susanne Gurschler daran teil.

#4

Bachgespräch #4 | 06.02.2020

Kunstraum Wattenbach und Partizipation mit Roland Gruber

(Mitbegründer von nonconform – Büro für Architektur partizipative Entwicklung)

Kann der Wattenbach Identität stiften? Wann ist der richtige Zeitpunkt, um Bürgerinnen und Bürger ins Boot zu holen? Und welche künstlerischen und sozialen Anknüpfungspunkte lassen sich dafür finden?

Gast des vierten Bachgesprächs ist Roland Gruber, Architekt und Mitbegründer von nonconform. Das Unternehmen mit Büros in Österreich und Deutschland hat sich auf Bürgerbeteiligungsprozesse bei kommunalen Bauprojekten spezialisiert. Ausschlaggebend dafür waren frustrierende Erfahrungen in Architekturwettbewerben. In vielen Fällen lehnte die unmittelbar betroffene Bevölkerung von Jury und Fachwelt gelobte Siegerprojekte ab. „Die Projekte wurden in der realen Welt nicht angenommen, weil sie zuvor nicht richtig aufgesetzt worden waren“, so Gruber. Daraus wuchs das Bedürfnis, einen partizipativen Prozess zu entwickeln, der die Bevölkerung in Bauvorhaben umfassend einbindet.

Vor dem Gespräch hat sich Roland Gruber ein Bild der Lage am Wattenbach gemacht. Wie denkt er darüber? „Der Bach ist eine Barriere“, meint Gruber. „Es braucht hier eine Annäherung.“ Und er plädiert dafür, im Zuge dieser Annäherung immer auch andere, größere Fragen mitzudenken. Themen, die gerade virulent seien und sich auf die konkrete Umgebung herunterbrechen lassen. Er bringt die Erderwärmung als Beispiel und meint in Bezug auf den Ort: „Wasser liefert natürliche Kühlung und bietet Naherholung.“ Das ließe sich auch in Wattens anwenden, gemeinsam mit der Bevölkerung: „Viele Menschen könnten gemeinsam einen Zugang zum Wasser schaffen. Man setzt also auf tausend Schaufeln statt auf einen einzelnen Bagger.“ Grubers Sprachbilder bleiben hängen.

„Wie aber vermittelt man das Manko?“, wirft Monika Abendstein ein. Denn die meisten Menschen würden diese Barriere als gegeben hinnehmen, ihr Sein nicht in Frage stellen. Die Verbauung sei schließlich auch aus gutem Grund errichtet worden, als Schutz vor den Kräften der Natur. „Wir sehen hier Barrieren, viele aber nicht“, gibt sie zu bedenken. Ein Punkt, den Kulturreferent Lukas Schmied aus persönlicher Erfahrung bestätigen kann: „Ich bin in den 80er Jahren auf die Welt gekommen,

ich kenne den Bach nicht anders. Für mich ist er in diesem Korsett Teil der Identität des Ortes.“

„Der Bach kann mehr“, entgegnet Gruber. „Er kann verschiedene Aspekte in sich vereinen. Um das rüberzubringen, braucht es aber eine kraftvolle, schlüssige Geschichte, die einen abholt.“ Auch für Markus Langes-Swarovski ist klar: „Der Bach ist heute wenig spürbar im Ort. Aber wir können ihn uns durch Interventionen zurückholen.“

Interventionen, die Akzeptanz auch durch gekonnte Ritualisierung schaffen. „Was hält uns heute zusammen?“, fragt Alexander Erler und weist dabei auf die Arbeiterkultur in Wattens, die im vergangenen Jahrhundert in Wattens aufkam und bäuerliche Traditionen schrittweise verdrängte. So eine Entwicklung sei oft schmerzhaft, meint Erler. Aber zugleich würden sich Möglichkeiten für neue, zeitgemäße Traditionen ergeben, wo alte nicht mehr länger gültig sind. „Solche Prozesse können vielleicht von wenigen Personen angeschoben werden, letztlich müssen sie aber zu einer kollektiven Handlung werden.“

Beteiligungsformate könnten hier hilfreich sein. Aus langjähriger Erfahrung weist Roland Gruber auf die Wichtigkeit hin, den richtigen Moment zu erkennen, um die Bevölkerung miteinzubeziehen. Ein Vorhaben müsse noch baustellenhaft, unfertig sein, zugleich in seiner Fassung aber schon so konkret, dass das Kernanliegen nicht verwässert wird. Und er ergänzt, dass es bei jeder Form von Partizipation wichtig sei, den Beteiligungsprozess auf eine konkrete Frage herunterzubrechen.

Solche Prozesse werden oft von externen Personen begleitet. Wozu eigentlich? „Externe Fachleute sind unabhängig“, betont Gruber. „Sie kennen weder Beziehungen noch Verstrickungen und sind Rahmenhalter, Blöde-Fragen-Steller, Auf-den-Punkt-Bringer.“

Abschließend kommt Roland Gruber noch einmal auf den Kunstraum Wattenbach zu sprechen: „Wenn der Anspruch besteht, den Wattenbach im kollektiven Bewusstsein zu verankern, dann müsste er auch in dörfliche Rituale eingebettet werden. Gemeinsames Essen, Trinken und Feiern können enorm kraftvoll sein.“

Für Markus Langes-Swarovski wird im vierten Bachgespräch besonders ein Umstand deutlich: Kunst müsse in der Ortsgestaltung stärker berücksichtigt werden, zumal sie auch viel für ein soziales Gefüge leisten könne: „Kunst kann ein starker Vektor sein. Sie kann etwas in Bewegung bringen.“

Susanne Gurschler

Bernhard Kathan, geboren 1953 in Fraxern, Vorarlberg, lebt und arbeitet als Kulturhistoriker, Autor und Konzeptkünstler in Innsbruck. Seine Kunstprojekte sind dem Experiment verpflichtet und bewegen sich oft genug an der Schwelle des kaum noch Wahrnehmbaren. Betreiber des HIDDEN MUSEUM. Mehrere Buchpublikationen, unter anderem: „Schöne neue Kuhstallwelt“ (Martin Schmitz Verlag), „Hungerkünstler“ (Limbus Verlag), „Stille“ (Limbus Verlag).
www.hiddenmuseum.net

Im

Licht

esser

Ein Bauwerk, das seine Fühler in die Nachbarschaft ausstreckt, dünne lange Röhren, tastend, nach Stellen suchend, um neue Wurzeln zu schlagen. Und hat es irgendwo, über dem Bach, im Schutt zwischen Ruinen, Grund gefunden, treibt es von dort in mehrere Richtungen weiter. So bildet es ein weitverzweigtes Geflecht, ein innen begehbares Röhrensystem mit Ausbuchtungen, die als Wohn-, Schlaf- oder Arbeitsräume dienen. Die Knotenpunkte, sie liegen auf dem Erdreich auf, sind zu großen Räumen geformt, die hunderten von Menschen Platz bieten, und das, ohne sich zu drängen, in Orangerien, Theatern, Meeting- und Eventräumen.

Wasser und die nötigen Salze entzieht das Bauwerk dem Erdreich. Tief treibt es Sonden in den Boden, Sonden, die auch der Verankerung dienen. Sein eigentlicher Baustoff verdankt sich der Luft. Um seinen Energiehaushalt zu decken, spannt es in Abständen von etwa zwanzig oder dreißig Metern größere oder kleinere Segel aus, lang gestielte, fünfzählig gefingerte, am Rand gezähnte Laubblätter, bewegliche Segel, Lichtfresser, stets der Sonne zugewandt. Sie nehmen Lichtenergie auf und wandeln sie in chemische Energie um, in Prozesse also, denen sich neben vielen anderen Produkten auch unsere Bauwerke verdanken. Auf langen, das Blätterdach überragenden Stielen ruhen fünfblättrige, goldgelbe Blüten, die sich, abhängig von der Wetterlage, da- und dorthin richten, bei Wind schaukelnde Bewegungen machen. Eigentlich bedürfte es dieser Blüten nicht. Die Samen, die sie ausbilden, melonen-große Nüsse, sind unfruchtbar. Zwar enthalten sie neben wertvollen Ölen und Kohlenhydraten wichtige Mineralstoffe, haben aber für unsere Ernährung keine Bedeutung. Nahrungsmittel werden längst anders hergestellt. Es bräuchte also weder die Blüten noch ihre Früchte. Unsere Techniker haben sich gegen eine Verstümmelung entschieden, der Schönheit der Blüten und ihres leuchtenden Goldes wegen.

Unsere Bauwerke, mögen sie alle auch auf denselben Gesetzen beruhen, könnten in ihrer Gestalt nicht unterschiedlicher sein. Andere Bauwerke sind anderen Pflanzen entlehnt. Manche recken sich turmartig, Stockwerk um Stockwerk ineinander verzapft, in die Höhe. Andere bilden zwiebelartige Gebilde in luftiger Höhe, in denen sich gut leben lässt. Manche der Sonnenfresser sind als begehbare Plattformen gestaltet. Ihr Rand ist hochgekragt. Das fordern unsere Sicherheitsbestimmungen. Es ist eine Eigenart unserer Lebensform, dass jeder die ihm behagenden Räumlichkeiten wählen können muss. Manche ziehen es vor, in schachtelartig aufgebauten Türmen zu leben, die, das sei nebenbei erwähnt, weit ins Erdreich reichende und mehrere dieser Bauten verbindende Rhizome ausbilden. Das war nicht beabsichtigt. Auch heute noch ist es so, dass sich die Folgen mancher Neuerung nicht immer genau vorhersehen lassen. In den sehr unterschiedlichen Gebäudeformen haben sich jeweils Menschen mit ganz bestimmten Vorlieben zusammengefunden. Es finden sich auch eiförmige Gebilde, die auf der Erde aufliegen und in der Regel nur von Personen bewohnt werden, die jede Geselligkeit scheuen und ein zurückgezogenes Leben führen.

Würde man all die Bauwerke aus großer Entfernung betrachten, sie ließen an ein Gestrüpp denken. Man sähe Stängel und Halme, Ast- und Blattwerk. Es bedarf keiner großen botanischen Kenntnisse, um all die Erscheinungsformen zu sehen. Da parallelrandige Blätter, die in einer kapuzenförmigen Spitze enden. Sie sind dunkelgrün, aufrecht und steif. Daneben konisch zugespitzte, hell- bis dunkelgrüne Blätter, oder deutlich behaarte, stark oder fein gerillte, auch borstig bewimperte mit welligem Rand, graugrüne oder mattgrüne, flache wie gefiederte, seidig oder locker behaarte. Manche sind am Blattgrund mit auffallend vorstehenden Haarbüscheln versehen und von einem

zarten Aderwerk durchzogen. Erst in der Nähe wird man sich des architektonischen Wunderwerks bewusst, sieht man die schwulstigen Adern, die das Ast- und Blattwerk durchziehen und diesem Halt geben, all die Rippenbögen, Verstrebungen und Auskragungen, insbesondere an jenen Stellen, an denen sich Bauwerke verästeln, Seitentriebe bilden. Was aus der Entfernung wie ein Halm oder ein Ästchen wirken mag, erweist sich bei näherer Betrachtung als meterdickes Gefüge. Aus der Nähe betrachtet haben wir es mit keinen glatten Oberflächen zu tun, ganz im Gegenteil. Man denke an gläserne Ausbuchtungen, die dichtgedrängt abstehen und in einer dünnen, nadelartigen Spitze enden.

Es ist keine statische Architektur, die an Aufnahmen von Karl Blossfeldt denken lässt. Es sind lebende Bauwerke. Ständig sind sie in Bewegung, mag man dies auch nicht spüren. Sie dehnen und strecken sich, legen sich einmal ganz unmerklich mehr auf diese, dann wieder auf jene Seite, wie es ihrem Behagen entspricht. In der Regel wird in ihre Ausbreitung nicht eingegriffen, es sei denn, es gilt ein bestimmtes Areal zu schützen. In diesem Fall werden die Knospen von Blattstielen, Ausläufern oder auch Blütentrieben mit der entsprechenden Information empft. Obwohl all die Bauwerke über Jahrzehnte genutzt werden können, ist ihre Lebensdauer doch begrenzt. Wie alle lebenden Organismen sterben sie mit der Zeit ab, auffallenderweise oft genug dann, haben sich ihre Bewohner eine andere Behausung gesucht. Wirkliche Ruinen vermögen sie nicht zu bilden, da sie, sind sie einmal da oder dort auf- oder abgebrochen, innerhalb weniger Jahre verrotten. Es werden neue Bauwerke daraus entstehen, neues Leben, Substanzen, die unserer Ernährung dienen.

Schönheit, wie wir sie verstehen, meint trotz aller Eingriffe in das genetische Material die Eigenart, die Struktur der jeweiligen Grundpflanze so weit wie möglich beizubehalten. Zu viel verdanken wir ihnen, als dass wir sie verstümmeln dürften. Und dann wollten unsere Techniker die Gefahren nicht missen, drohen doch die abfallenden Nüsse, jeden, der davon getroffen wird, zu erschlagen. Gefährdung sei Teil des menschlichen Lebens. Wer das sichere Röhrenwerk verlasse, es wird niemand daran gehindert, der müsse eben wissen, welchen Gefahren er sich aussetze. Mögen sich solche Überlegungen auch einem gewissen Eigendünkel der Techniker verdanken, ihre Leistungen seien anerkannt. Erwähnt seien etwa Membranen, die Licht in die Innenräume fallen lassen oder es ohne Beeinträchtigung des Binnenklimas erlauben, zwischen Innen- und Außenräumen zu wechseln.

Das Geflecht hat den Wattenbach überspannt. Von den Plattformen aus lässt sich ein guter Überblick verschaffen. Nicht unerwähnt sei, dass man alles in der Aufsicht sieht, bewegt man sich doch zumeist in einer Höhe von etwa sechzig oder siebzig Metern. Blickt man hinunter, dann lässt sich die ehemalige Struktur der Besiedlung erahnen. An manchen Stellen hat sich der Bach ein neues Bachbett geschaffen. Es gibt keinen Grund mehr, ihn zu zügeln. Die meisten der Gebäude aus früherer Zeit wurden längst aufgegeben. Es sind viele Ruinen zu sehen. Einfamilienhäuser, Wohnblöcke, in denen Menschen hausten, die vor langen Jahren in Fabriken beschäftigt waren, Fabrikanlagen, wobei all die Bauwerke bestenfalls noch zu erahnen sind, werden ihre Reste doch von vielfältigsten Pflanzen überwuchert, und zwar nicht nur von unseren Bauwerken, sondern auch von Pflanzen in ihrer herkömmlichen Gestalt und Größe, an feuchten Stellen etwa von Moosen oder Farnen, oft genug Hirschgängen. Da und dort ist in den Sommermonaten der Rundblättrige Steinbrech zu sehen, an trockenen und sonnenbeschienenen Stellen die Ästige Graslilie.

Wir verlassen das Röhrensystem nur selten. Warum sollten wir uns in die unwirtliche Außenluft begeben, herrscht doch in allen Räumen eine konstante und angenehme Temperatur, ist doch für alle Bedürfnisse gesorgt. Dennoch treibt es die einen oder anderen Bewohner immer wieder hinaus, und sei es, um Brücken

oder Stege durch die Urwald- und Ruinenlandschaft anzulegen. Ihnen verdankt sich, dass das eine oder andere Bauwerk aus früheren Zeiten erhalten geblieben ist, mögen diese auch alle nur der Betrachtung dienen und nicht mehr genutzt werden. Es sind nur wenige Bauwerke. Manche kümmern sich liebevoll um das Schwimmbad, halten das Wasser sauber, mähen den Rasen oder schneiden die Hecken. Selbst die Zäune halten sie instand. Niemand von ihnen würde auf den Gedanken kommen, ins Wasser zu springen und einige Züge zu schwimmen. Die Leidenschaft anderer gilt einer Halle in einer ehemaligen Fabrik. Hier ist eine riesige Maschine zu sehen, die Tag und Nacht in Gang ist, die seltsamsten Bewegungen ausführt, freilich ohne nach etwas zu fassen, etwas abzuschneiden oder vorwärts zu schieben. Die Fabrikanlage selbst ist längst zerfallen. Es existiert nur noch diese eine Halle. Hier soll einmal Zigarettenpapier hergestellt worden sein. Etwas weiter entfernt ragt ein Schornstein aus dem Grün. Weshalb gerade diese senkrecht nach oben ragende Röhre erhalten geblieben ist, vermag ich nicht zu sagen. Auch keiner von jenen, die sich um den Schornstein kümmern, vermöchte es mir zu erklären. Es mag mit der Ahnung zu tun haben, nicht ganz geschichtslos zu sein. Es gab andere vor uns, auch wenn wir uns ihr Leben nur schwer vorstellen können. Wir sind nicht einfach vom Himmel gefallen. Wohl auch ein Grund, warum eine der beiden Kirchen erhalten geblieben ist. Hier sind seltsamste Bildnisse zu sehen, deren Bedeutung niemand mehr zu entschlüsseln weiß. Das trifft nicht ganz zu, ist doch auf manchen der Gemälde unschwer Wattens zu erkennen, wie es sich früher einmal dem Betrachter darbte. Eine Kirche, da und dort einige Gehöfte, eine Straße. Kühe dürfen nicht fehlen. Bachaufwärts gibt es sogar heute noch einen Bauernhof mit einigen Kühen. Es sind weiße Kühe. Seltsame Lebewesen. Natürlich käme niemand auf den Gedanken, ihre Milch zu trinken. Wir ekeln uns vor Milch. Deshalb wird sie weggeschüttet oder an Kälber verfüttert. Wir essen auch kein Fleisch. Mich hat immer wieder beeindruckt, mit welcher Hingabe dieser Bauernhof am Leben erhalten wird. Ich las einmal von einer Königin, sie hieß Marie-Antoinette, die in ähnlicher Weise einen Bauernhof betrieb, allerdings nur wenige Jahre. Dann wurde sie geköpft, auch etwas, was wir uns nur noch schwer vorstellen können.

Am liebsten unter den erhalten gebliebenen Gebäuden ist mir das Schreibmaschinenmuseum. Es steht auf einer Insel, die sich der Wattenbach zwischen Ruinen geschaffen hat. Zweifellos hätte er das Gebäude auch mit sich fortgerissen, hätten nicht Begeisterte einen Damm aus großen Steinen aufgeschüttet. Ganz weiß gestrichen steht es da, überwuchert von unseren organischen Bauwerken. Ich habe die Schreibmaschinen nicht gezählt, aber es sollen 2.637 sein. Früher lebende Menschen müssen ein großes Mitteilungsbedürfnis gehabt haben. Aber vielleicht wurden solche Maschinen eher dazu benutzt, um Besitzstände zu wahren und Übereinkünfte zu besiegeln. Letzteres lassen vor allem Schriftstücke vermuten, die hin und wieder in der einen oder anderen Ruine entdeckt werden.

Unsere Lebensweise verdankt sich entscheidend dem Umstand, dass sich heute nahezu alles, ganz gleich, ob es sich um Bauwerke, Nahrungsmittel oder Güter des alltäglichen Bedarfs handelt, auf pflanzlicher Basis herstellen lässt. Nein, wir haben unsere Körper nicht auf einen photosynthetischen Stoffwechsel umgestellt, so wie es manche unserer Vorfahren erträumten. Wir haben in unserer Haut kein Chlorophyll eingelagert. Wir sind nicht grün. Die Haut mancher ist dunkel, nahezu schwarz, die Haut anderer tendiert ins Gelbe, die wieder anderer ist nahezu weiß. In unserem Aussehen, sieht man vom Ebenmaß ab, unterscheiden wir uns nicht wesentlich von unseren Vorfahren. Unsere Lebensform ist nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass unsere Bauweise riesige Oberflächen erlaubt. In Wattens sollen vor langen Jahren nur wenige hundert Menschen gelebt haben, und zwar von dem, was sie dem Boden abrangen. Verständlicherweise suchten sie Raum zu schaffen. Sie rodeten Wälder und zwangen

den Fluss, jedes Rinnsal in ein enges Korsett, und sei es einzig deshalb, um genügend Futter für ihre Kühe zu haben oder Kartoffeln anzubauen. Was für eine Verschwendung! Die Industrialisierung war diesbezüglich ein entscheidender Fortschritt. Nun konnten einige tausend Menschen auf derselben Fläche ihr Auslangen finden. Heute leben hier hunderttausende. Das verdankt sich der Vergrößerung der Oberfläche. Unsere Bauwerke durchranken sich in einem Geflecht, das an manchen Stellen bis zu zweihundert Meter aufragen kann. Dieses Geflecht ist so locker gebaut, dass auch in die tieferen Schichten genügend Licht fällt. Es fehlt also nicht an Raum. Für uns ist es völlig unverständlich, wir haben diesbezügliche Schriften gefunden, dass Menschen einmal, obwohl sie in engster Nachbarschaft lebten, sich nicht davor scheuten, über den Nachbarn, seine Frau und Kinder herzufallen, um sie zu erschlagen, vielleicht nur deshalb, weil seine Kühe fetter waren. Sieht man von jenem gefährlichen Alter ab, das Jugendliche nach wie vor durchlaufen, so hat sich unsere Bauweise, ich kann es mit Sicherheit sagen, höchst beruhigend auf das Zusammenleben der Menschen ausgewirkt. Es gibt keinen Futterneid, auch bedarf es keiner Revierkämpfe mehr.

Dass Bauern rodeten, Flüssen und Bächen Ackerland abrangen, ist ebenso verständlich wie das Bemühen Industrieller, ihre Fabrikanlagen ständig zu vergrößern, neue Märkte zu erschließen oder Produkte auf den Markt zu bringen, derer kein Mensch bedarf. Aber irgendwann brach all das zusammen. Hunger und Fluchtbewegungen waren die Folge. Epidemien brachen aus. Menschen fielen über andere her, brachten sie um, oft einzig deshalb, um sich den Magen zu stopfen. Nur wenige überlebten. Wie bei früheren Katastrophen in der Menschheitsgeschichte drängte sich ein Neubeginn auf. Das Wissen war vorhanden, hatten sich doch bereits lange zuvor zahllose Biologen mit vielen relevanten Fragen beschäftigt. Aber erst nach der großen Katastrophe wurden die entscheidenden Fragen gestellt: Wie lässt sich das Leben anders organisieren? Was ist Raum? Welche Architektur ist denkbar?

„Warum erklärst du mir, was ich genauso gut wie du kenne? Ich sehe auch all die Röhren, Rispen, weiß die Blattarten und Blüten zu unterscheiden. Die große Katastrophe ist tief in uns allen verankert.“

„Ich wage mich oft ins Freie, habe keine Angst, von herabfallenden Nüssen erschlagen zu werden. Manchmal wandere ich hinunter zum Fluss, der längst wieder ein neues Bett gefunden hat. Mag das Habitat, in dem wir leben, noch so perfekt organisiert sein, so drängt es mich doch manchmal hinaus. Irgendwo allein sitzen, um dem Plätschern von Wasser zu lauschen, das könnte ich auch im Geflecht. Ich kenne Stellen, an denen das durch Poren und Rillen der Sonnenfresser fallende Licht eine angenehme Wärme bewirkt. Aber es ist dann doch etwas anderes, am Fluss zu sitzen. Es sind andere Geräusche. Auch die Sonne ist eine andere. An manchen Stellen hat der Inn die breitspurige Straße, die einst das Tal durchschnit, unterspült und weggeschwemmt. Ihr Verlauf lässt sich ahnen, mögen ihre Reste auch unter Laub und Gestrüpp begraben sein. Wir leben in einem Röhrensystem. Um das zu begreifen, solltest du dich einmal durch die Dunkelheit einer der Röhren tasten, die von früher lebenden Menschen geschaffen wurden, aber längst ihre Funktion verloren haben. Allein. Schaudern und Glück könnte dich dabei überfallen. Unlängst unternahm ich eine Wanderung bachaufwärts, in eine Landschaft, die aufgegeben wurde und sich selbst überlassen ist. Es war sehr mühsam, mir einen Weg durch das Gestrüpp zu bahnen. Oft genug stolperte ich oder blieb an einem Ast hängen. An manchen Stellen versank ich tief im Schlamm. Auf einer Lichtung begegnete ich einem alten und gebrechlichen Mann. Nein, er wolle nicht in Bauwerken leben, die stets dieselbe Temperatur aufweisen. Er wolle Kälte und Hitze spüren.“

„Wovon lebt dieser Mann?“

„Er hat einen Gemüseacker. Auch dürfte eine seiner Töchter, die im Geflecht lebt, ihn manchmal besuchen und mit dem Nötigsten versorgen. Es be-

rührte mich seltsam, dachte ich doch immer, es fände sich unter all den Bauten stets das eine oder andere Gebäude, das selbst den ausgefallensten Bedürfnissen entspricht, lässt sich doch selbst mitten im Gedränge ein stilles Einsiedlerleben führen. Ich dachte an Bauten, in denen sich Gemüse anbauen lässt, und das bei optimalen Temperaturen, ohne Spätfröste oder Unwetter, die der alte Mann klagend erwähnte. Nein, das wolle er nicht, lieber mit dem Tod vor Augen das Leben betrachten. Und womit beschäftigt er sich? Mit Bienen und Hummeln! Das ist verrückt, lässt sich doch das ganze Wissen über Bienen und Hummeln in unseren Bibliotheken abrufen und Honig auf ganz andere Weise herstellen. Aber was wollte ich eigentlich damit sagen? Vielleicht so: Wir lieben uns, aber wir brauchen uns nicht.“

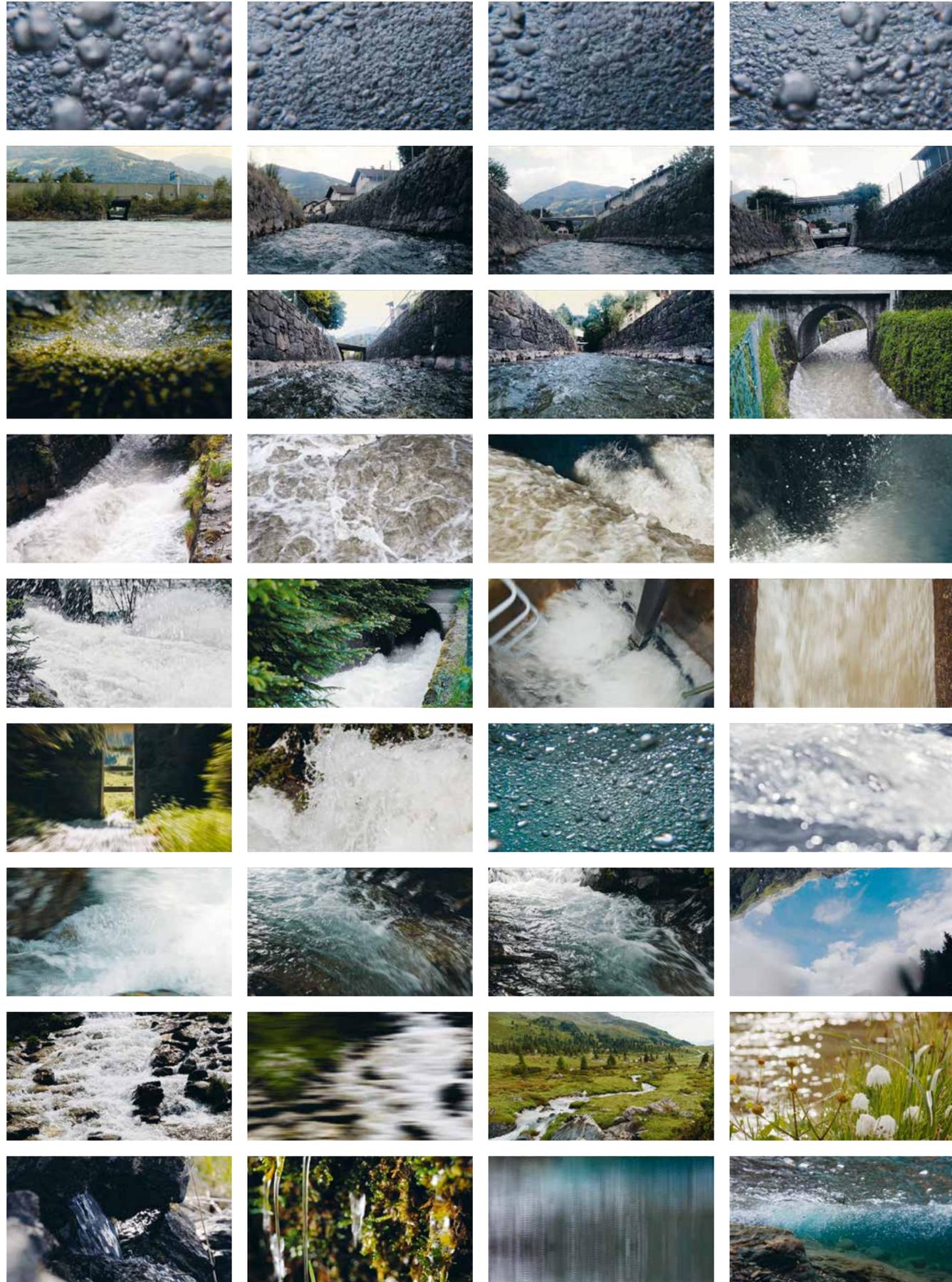
„Du hast dich zu viel mit Liebesromanen beschäftigt.“

„Nein. Ich meine es ernst. Der alte Mann vermisst seine Frau. Sie ist vor Jahren gestorben. Er trauert ihr nach.“

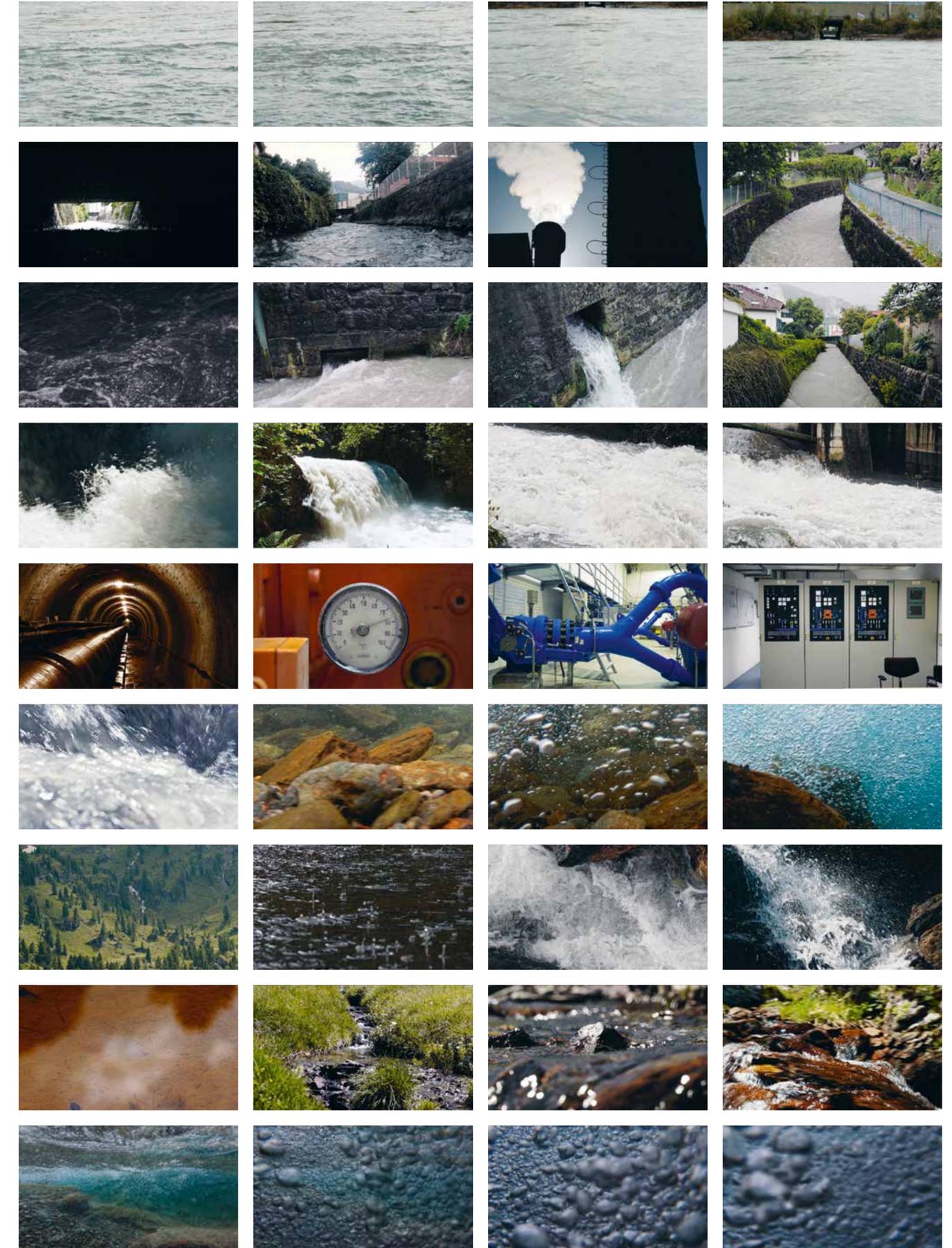
„Das verstehe ich nicht ...“

„Alles ist zu unserem Besten gemacht. Ich darf nicht klagen, schon gar nicht, stelle ich mir das Leben früherer Menschen vor. Es wäre mir zu mühsam, in einer Fabrik zu arbeiten, tagtäglich ein und dieselben Handgriffe auszuführen. Und doch überfällt mich ein gewisses Unbehagen. Denk nur an die Impfer. Niemand sagt ihnen, was sie zu tun haben. Und doch gilt ihr ganzes Augenmerk Trieben, die zum Wachsen angeregt werden müssen, oder solchen, die sich zu ungestüm entfalten könnten, nicht zuletzt Stellen, ich bin jetzt ungerecht, denen sich unsere Nahrung, unsere Kleidung, das Trinkwasser und vieles andere verdankt. Im Schreibmaschinenmuseum stieß ich in einem der Regale auf einen Film. Es fand sich sogar noch ein Abspielgerät. Zum Glück wurden nicht nur Schreibmaschinen gesammelt. Zu sehen waren Begräbnisfeierlichkeiten, die vor langer Zeit, um genau zu sein im Jahr 2020, in der Kirche, die wir gemeinsam angeschaut haben, einer jungen Frau galten. Der Sarg stand ganz vorne. Links und rechts je drei große, mit üppigen Blumen geschmückte Kränze. Bedauerlicherweise war der Sarg geschlossen. Ich konnte also die Vorstellung, die ich mir von der Toten machte, nicht mit der Wirklichkeit abgleichen. Aber im Film sah ich sie als Kind, mit ihren Eltern, bei diesen oder jenen Feierlichkeiten, auch im Schwimmbad, auf grünem Rasen liegend. Die Bilder haben mich eigenartig berührt ... Ganz tief unten, am Boden unseres Urwalds, entdeckte ich Reste eines Friedhofs. Dorthin scheint sich niemand zu verirren. Im Gestrüpp stieß ich auf einige umgestürzte Steine. Auf manchen von ihnen ließen sich die eingravierten Namen entziffern. An uns wird sich niemand erinnern. Es wird keine Erinnerung geben. Niemand wird uns vermissen. Wir kennen weder Vergangenheit noch Zukunft. Was wir Vergangenheit nennen, ist nichts als Wissen, Information. Und die Zukunft? Ich kenne kein Ziel. Verschwindet jemand, tritt ein anderer an seine Stelle. Auch du wirst mich nicht vermissen. Denk an die Fleischfresser, die dazu dienen, die Körper unserer Toten zu entsorgen. Kaum von oben aus durch ein Abwurfloch zwischen riesige, mit spitzen Zähnen besetzte Fangblätter geworfen, klappen diese in Sekundenschnelle zusammen. Hast du den Vorgang je beobachtet ...?“

„Wir wurden Anfang 2019 eingeladen, ein filmisches Porträt des Wattenbaches anzufertigen. Im Laufe eines halben Jahres haben wir uns von seiner Mündung bis zur Quelle hochgearbeitet und dies mit der Kamera dokumentiert. Von ausgeprägter militärischer und



ziviler Nutzung, strenger Verbauung bis zum idyllischen Gebirgsbächlein zeigte er uns auf wenigen Fließkilometern seine vielseitigen Gesichter. Eine von den Auswirkungen auf Mensch und Wirtschaft oft unterschätzte Naturgewalt.“ Victor Kössl, Co-Regie



Christoph W. Bauer, geboren 1968 in Kärnten, aufgewachsen in Tirol, verfasst Lyrik, Prosa, Essays, Theaterstücke, Hörspiele und Übersetzungen. Herausgeber mehrerer Anthologien, Kurator der Reihe „Dichter im Fokus“ im Unabhängigen Literaturhaus Niederösterreich, Leiter von Schreibwerkstätten. Diverse Lehraufträge an den Universitäten in Innsbruck, Klagenfurt und Wien. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt „Niemandskinder“ (Roman, 2019) und „stromern“ (Gedichte, 2015), beide Haymon Verlag. Mehrere Auszeichnungen, zuletzt Outstanding Artist Award und Tiroler Landespreis für Kunst (beide 2015).
www.cewebe.com

ein silbernes wellenband steht mir vor
augen ein reichsapfel
und ein kristall während ich

bei einer zigarette
meinen gedanken nachhänge
zug um zug lasse ich mich treiben

das knistern des papiers
öffnet ungeahnte räume schon
tauche ich ab im wattenbach und

höre mich fragen wo ist er geblieben

wo ist er geblieben der antrieb
der schwemmkegel
schuf geröll aus dem tal

rollte sich zu einem hügel
von einem jahrhundert ins andere
ein kirchlein drauf und darunter

spuren aus der spätbronzezeit
ein brandopferplatz in der flur
himmelreich kommt mir in den sinn

und die älteste papierfabrik in diesen breiten

in diesen breiten wurde eingequell
gelacht und gehadert
in bütten abgefüllt was einst

über arabische händler in
die marken gelangte
nach fabriano provinz ancona

veränderte das leben unmerklich
zunächst bis der wohlstand kam
und mit ihm neue regeln

denke ich mit blick auf den kanal

mit blick auf den kanal
wird mir unversehens klar ich muss
ad fontes gelangen und hinein

ins tal zur keimzelle der gemeinde
durch die ich in versen meine kreise
ziehe um sie mir spürbar zu machen

jene dynamik die sich über jahrtausende
das geröll zurechtschliff als vorbote
späterer schmucksteinschleiferei

in meinen ohren ein tosen und krachen

ein tosen und krachen entwurzelte
bäume und der erdige geruch
des baches nach schweren

sommertgewittern kindheitsbilder
steigen in mir auf und
tragen mich wie einen ball

der über tor und feldrand hinaus
ins wasser gekullert ist
noch sehe ich den ball kleiner

werdend verschwindet er in der zeit

in der zeit die uns folgen wird
werden auch wir eingehen
in tabellen und referate vielleicht

aber verliert die zukunft
kein wort über uns und was ließe
sich schon anderes sagen was wir

nicht selbst behaupten könnten über jene
aus deren windschatten wir traten vor
sich fortlaufend verändernder landschaft

führt kein weg in den ursprung zurück

in den ursprung zurück in einen lichtbeheizten
julimorgen über den bahnhofsvorplatz
und bald unter mir ein blecherner fluss

der sich südwärts wälzte aus der ferne
grüßte laurentius von rom und
ich geriet schritt für schritt tiefer

in die geschichte eines ortes vuattanes
vuattanes sagte ich vor mich hin wie eine
beschwörungsformel von der ich noch

nicht wusste was sie auslösen kann

auslösen kann das wasser
reichtum und andere katastrophen
geflutete felder einen kampf

ums überleben zigarettenpapiere und
geschliffenen tand touristenfallen
erinnerungsströme auch

umwidmungsvorhaben verbauungspläne
wahlen versprechen politisches
kleingeld und in freier assoziation

spielkarten orgelwerke wattenbach

wattenbach wo ist er geblieben
höre ich mich fragen meinen gedanken
nachhängend lasse ich mich treiben

durch einen sommer und zeilen wie diese
ich tauche ein ins leben
gelächter gemurmelt irgendwo

bellt ein hund ruft mich zum aufbruch
kein tosen kein krachen am kanal
entlang richtung bahnhof vor augen

steht mir ein silbernes wellenband

vuat-
tanes
vuat-
tanes

Bernd Schuchter, geboren 1977 in Innsbruck. Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Universität Innsbruck. Rezensent und Autor sowie Verleger des Limbus Verlag (www.limbusverlag.at). Lebt mit seiner Familie in Innsbruck. Zahlreiche Stipendien und Preise, u. a. Theodor-Körner-Preis für Kunst (2017). Zuletzt erschienen die „Gebrauchsanweisung für Tirol“ (2017), das Erinnerungsbuch „Aufwachsen in Innsbruck“ (2018) und der Roman „Rikolas letzter Auftritt“ (2019). Seine Bücher wurden ins Ukrainische, Polnische, Italienische und Englische übersetzt.
www.berndschuchter.at

Der Weg zum

Es waren im Großen und Ganzen ruhige Jahre für die Feuerwehren nach 1960. Außer einem Brand beim Halbeis gab es nur wenig zu tun. Zimmerbrände, Kellerbrände, nichts Besonderes. Im Jahr 1962 hätte man schon ahnen können, dass etwas kommen könnte. Der Rasenbrand in Fritzens war noch nicht besorgniserregend, aber dann kam der Hochwassereinsatz im selben Dorf, dann brannte das Tonwerk, auch in Fritzens, es gab Feuer beim Farbmacher in Wattenberg und schließlich im Dezember einen lichterlohen Großbrand in der Papierfabrik. Die Mühle bestand schon weit über vierhundert Jahre und war auf Wohl und Wehe dem Lauf des Flusses ausgeliefert, der sie sowohl versorgte als auch bedrohte. Eine seltsame Abhängigkeit.

Dabei war der Wattenbach seit Menschengedenken meist ein kleines Rinnsal oder auch ein strammer Bach, mehr nicht. Die Mühlen arbeiteten sich seit Jahrhunderten an ihm ab und die Bauern des Dorfes nahmen ihn gerne, um mit ihren flachen Booten Lasten flussabwärts zu transportieren. Die schmalen Nachen glitten leicht die Schnellen hinab, angestoßen vom langen Stab des Schiffers, der problemlos die Untiefen auslotete. Die Wattener lebten jahrhundertlang gut und ohne großes Aufsehen mit ihrem Bach, der sich am Ortseingang zum Oberdorf ein wenig kaprizierte und so etwas wie einen Wasserfall imaginierte, wofür die Höhe eigentlich zu gering war. Nein, der Wattenbach war zahm und kühl und erzählte sprudelnd die Geschichte der Wattenberger, die er auf seiner Reise aufnahm, aber niemand mochte hinhorchen oder verweilen im Tal unten, sie wollten nichts hören von rutschenden Hängen und rumpelnden Felsen und umstürzenden Bäumen, wie das jeden Winter üblich war. Es wurden Kinder geboren unter qualvollen Schreien der Mütter und unter dumpfem Nicken der Väter, die an ihren Pfeifenstielen saugten, und gut war es, mehr musste man nicht dazu sagen. Nur dem Pfarrer oblag es, seinen Segen dazu zu geben.

Dabei wurde in der Gegend schon weitaus früher geboren und gestorben, mit einer Regelmäßigkeit, die sich ein Schweizer Uhrmacher nur wünschen konnte. Während der Wattenbach das Tal noch regelmäßig zu einer Geröllhalde machte, siedelte sich oberhalb

von Wattens eine Sippschaft Rätoromanen an, die stur und heimlich ihre Felder bestellten, ein paar Schweine und sonstiges Vieh hielten und die Hunde mit Flüchen und Tritten vom immer glosenden Feuer zu vertreiben suchten, wenn diese zu frech wurden und an die Vorräte gehen wollten. Wer kann heute noch sagen, warum diese Gegend gemeinhin *Himmelreich* genannt wird, aber der Name mag älter sein als die Menschen, die ihn zum ersten Mal aussprachen. Wie viel weiß man nicht mehr, weil darüber nicht geredet wird, da der Menschenschlag, der hier lebt, zu maulfaul, zu verschämt ist, um sich seiner Vergangenheit zu erinnern. Es ist seltsam. Wattens ist heute ein Ort, dem es gut geht, doch zugleich weiß man um den magischen Einfluss einiger, von deren Bedeutung oft nur hinter vorgehaltener Hand erzählt werden darf, um ihren Zauber nicht zu bannen. In dieser Geschichte geht es schließlich um eine Art Unterwerfung, die erst aufgehoben werden kann, wenn dieser Zauber gelöst worden ist. Es ist keine Geschichte der Selbstermächtigung, sondern eine der Auslöschung, denn jeder Tyrann – so viele Wohltaten er seinen Untertanen auch erweist – bleibt dennoch ein Tyrann, der seine ganze Umwelt nach seiner Fassung zu gestalten sucht. Aber das sind zu starke Worte; Machiavellis *Fürst* muss nicht unbedingt bemüht werden, auch nicht Oswald von Wolkensteins *Wes Brot ich ess, des Lied ich sing*. Aber sind nicht selbst die größten Wohltaten, die einem erwiesen werden – so lieblich und mit tätschelnder Hand, die über Wangen streicht –, nicht doch immer Ausdruck einer gewissen Abhängigkeit? Wenn ein Wohltäter von etwas wahrhaft lebt, dann ist es der Dank, den er sich für seine Zuwendungen erwartet, wie auch die Beschenkten darauf hoffen, dass ihr Dank ihnen die Gunst erhält, von der sie leben.

Aber wer will hier von einem Tyrannen reden, wie es Michel de Montaignes Freund Étienne de la Boétie in seiner *Abhandlung über die freiwillige Knechtschaft* macht, allein das Wort *Tyrann* ist in demokratischen Zeiten ein zu starkes. Boétie wundert sich, dass sich Millionen von einem Einzelnen knechten lassen, und empfiehlt den Untertanen eine einfache Methode, ihr Joch abzuwerfen. „[Es] ist ja nicht einmal nötig, gegen diesen einzelnen Tyrannen zu streiten oder sich gegen

ihn zu verteidigen; er ist gestürzt, sobald das Land nicht mehr einwilligt, sein Sklave zu sein. Man darf ihm nichts nehmen, man gebe ihm nur nichts. Das Land soll sich nicht einmal bemühen, etwas für sich zu tun, es bemühe sich nur, nicht etwas wider sich zu tun. Die Völker lassen sich also willig plagen und helfen selbst dazu, weil, um frei zu sein, sie nur aufhören dürften zu dienen.“

Von welchen Hoffnungen getrieben mochten sich die Rätoromanen einst im Grenzgebiet zwischen römischem Imperium und barbarischem Norden hier im Himmelreich oberhalb von Wattens angesiedelt haben? Dabei war es durchaus die Geschichte einer erfolgreichen Migration, wovon jedes Grenzland über die Jahrhunderte immer wieder profitiert. In ihren Herkunftsgebieten hatten sie durch Roms Machtausdehnung auf keine blühende Zukunft mehr zu hoffen, so suchten sie ihr Glück in der Fremde und dienten Rom als Grenzschützer, als Puffer nach dem Norden. Was sie in der Fremde fanden, war ein blühendes, fruchtbares Land, dessen Klima ein zwar entbehrungsreiches, aber genügendes Auskommen versprach. Davon zeugen die fein gearbeiteten Bronzeschwerter, die Tongefäße, die kunstvollen Spangen und sonstigen Alltagsgegenstände, die man seit dem frühen zwanzigsten Jahrhundert bei Ausgrabungen gefunden hat. Medizinalrat Karl Stainer – auch ein früher Förderer und Mäzen der Gemeinde Wattens, der mit der Geierwally Anna Stainer-Knittel verwandt war, die in Wattens verstarb, ohne allerdings dort gelebt zu haben – war einer der Ersten, die das rätoromanische Erbe auszugraben versuchten; er war es, dem das heutige Himmelreich zu verdanken ist.

Und dann kam das Wasser, von dem die Wattener seit Jahrhunderten lebten und das sie als selbstverständlich ansahen, mehr als eindrücklich in das Gedächtnis der Menschen zurück. Wie ein lange verschollen geglaubter Verwandter, ein entfernter Vetter oder ein totgeglaubter Bruder in Amerika, an den man schon kaum mehr Erinnerungen hatte. Was wäre gewesen, wenn Wattens ein Ort wie Hattling, Polling oder Flaurling geblieben wäre; ein Ort der Auslassung, den man getrost vergessen könnte? Ein Dorfflecken mit einem kleinen Kreis von Bauern, die ihren Hof bewirt-

schaften, Kühe und Hühner und Gänse halten, die in ihrer Freizeit dem wenig rentablen Obstanbau ein paar Schnäpse abtrotzen, die man durchaus als Medizin bezeichnen kann. Mit den Jahren wären ein paar Zuzügler aus Innsbruck gekommen, die hier billiger bauen und wohnen hätten wollen, aber das Dorf wäre bestehen geblieben. Das Dorf mit seinen trägen Gewohnheiten und Bräuchen, den Fasnachtsumzügen und dem Aufmarsch der Dorfmusiken, deren Blasmusikgebell wie Katzenmusik gleichmütig ertragen worden wäre.

Das Dorf aber wäre Dorf geblieben. Wenn nicht kurz vor der Jahrhundertwende um das Jahr 1894 herum der Bau einer Brücke über den Inn angedacht und ausgeführt worden wäre, die dazu noch der damalige Leiter der Papiermühle Martin Kapferer bereitwillig finanzierte, da er sich wirtschaftlich davon etwas versprach. Kapferer ging es nicht darum, die unbedeutenden Dörfer Wattens und Fritzens miteinander zu verbinden, sondern darum, seine Heimatgemeinde mit der Bahn und somit mit dem Rest der Welt zu verbinden. Wobei damals der Rest der Welt – Wien, Berlin, gar Paris – nur eine weit entfernte, fantastische Vorstellung war, die erreichen zu können oder zu wollen einem einfachen Wattener Bauern nie in den Sinn gekommen wäre.

Aber dann kam die Welt eben nach Wattens. Auf ebenjener neu errichteten Brücke kam der junge Daniel Swarovski von weit her aus Böhmen, auf Schusters Rappen und mit ein paar Ideen in Sachen Glasschleiferkunst, die er vor den Kollegen in Wien oder Prag lieber verborgen halten wollte. Der Rest ist Geschichte, untergegangen im röchelnden Sprudeln des Wattenbachs.

Und dann kam das Wasser, wieder einmal, und gestaltete den Ort endgültig um.

Die Rätoromanen im Himmelreich, die ihren Beitrag Jahrhunderte vorher geleistet hatten und ihr braves Leben umsonst geopfert hatten, gingen je nach Legende entweder unter, weil die Römer – ihrer überdrüssig – ihre kargen Siedlungen eroberten und zerstörten, oder weil ein verheerender Brand ein längeres Verweilen unmöglich machte. Brände oder Fluten – es ist einerlei, was für ein Unglück das Ende markiert; die Überlebenden gestalten das Erbe ohnehin anders, zwangsläufig neu. Mit Blick auf eine nach wie vor unsichere Zukunft. Aber auf eine Zukunft, die es zu erringen gilt. Das war vor rund zweitausend Jahren nicht anders als heute. Wattens scheint ein von der Weltgeschichte vergessener Ort zu sein, der in einem permanenten Stillstand lebt, da die Umarmung der *einen* Familie kaum Luft zur Entfaltung bietet. Aber war es für die Rätoromanen angesichts des *Imperium Romanum* anders? Karge Kohlköpfe im Winter, dazu ein paar Zwiebeln, nicht einmal Kartoffeln, denn die gab es in vorkolumbianischen Zeiten noch nicht in diesen Breiten. Dünner Wein, vermischt mit dem Wattenbach, dazu Hirse, Erbsen, Gerste; das musste reichen.

Das Wasser, das rund zweitausend Jahre später ins Tal donnerte, war von anderer Art. Es war nicht lebensspendend, klar sprudelnd und hell, sondern braun und stinkend und führte Unmengen an Geröll und Holz mit sich. Die Feuerwehren hatten das Jahr zuvor nur kleinere Arbeiten zu erledigen gehabt; eine Überschwemmung beim Föstl wegen Schmelzwasser, die Überflutung des Gasthof Neuwirt, ein kleiner Dachstuhlbrand und natürlich die Brände im Café Weis und im Gasthof Tiroler. Als Warnung hätte die gewaltige Katastrophe durch eine Gasexplosion im Swarovski-Werk vom 29. November dienen können, bei der mehrere Gebäudeteile weggerissen und beschädigt wurden. Es folgte eine schneereicher Winter, Niederschläge auch im Frühjahr, gefolgt von einem Frühsommer mit vielen Gewittern, kurz: Die Flüsse und Bäche hielt es nicht mehr im Bett und in Zaum.

Im Juni 1965 schließlich trat der Wattenbach über die Ufer. Die folgenden Bilder brannten sich ein und veränderten den Dorfflecken für immer. Das Tosen in der Nacht, das Knacken der Hölzer, das Aufschrecken aus unruhigem Schlaf, Schreie, Glockengeläut, laute Stimmen, Wimmern und Weinen, das sichere Gefühl, es würde nichts mehr so sein, wie es einmal war. Wer

sich mit Geschichte befasst, weiß allerdings, dass sich alles wiederholt. Die Rätoromanen in ihren Gräbern schmunzeln ob der Angst ihrer Nachgeborenen, haben sie doch die Schrecken ihres eigenen Aussterbens schon hinter sich.

Es gibt eine Fernsehaufnahme des Hochwassers, in der hagere Männer versuchen, die Reste einer vom Jahrhundertwasser weggespülten Brücke abzutragen. Ein Seil ist über den Bach gespannt und die Männer stapfen tapfer durch das kalte Wasser. Ein Bagger kommt ins Bild, streng dreinblickende Männer, dann wieder das viele Wasser. Ohnmacht. An den Uniformen erkennt man Soldaten des Bundesheers, Polizisten, aber auch Bauern, einfache Bürger, wenn man so will. Müde sind sie alle, allmählich kraftlos, aber gewillt, etwas zu tun, auch wenn sie insgeheim wissen, dass es kaum etwas zu tun gibt. Der Fluss ist über die Ufer getreten und es gibt keinen, der ihn aufhalten könnte. Man kann nur abwarten, und dann schauen. Lohnt da ein Blick ins Himmelreich?

Wie durch ein Wunder kam beim Hochwasser im Jahr 1965 niemand ums Leben, aber das ist purer Zufall. Der Ort jedenfalls war danach ein anderer. Wattens hatte seine Unschuld verloren, der Fluss wurde gezähmt und verbaut und fließt seitdem als kümmerliches Rinnsal durch den Ort. Keine Stelle, an der man zu ihm hinkönnte, zum Fluss, der über Jahrhunderte so wichtig war für Wattens. Kein Spiel, kein Platz für den Bach. Selbst die unwirtliche Gegend oberhalb des Wasserfalls ist eine Tabuzone. Dort, wo man früher am Bach entlang wandern konnte, ist heute ein Sperrgebiet. Der Berg ist in Bewegung, sagen die Geologen, der Fluss ist – so gezähmt er auch erscheinen mag – eine Gefahr. Schwachsinn, sagen die Einheimischen, die den Weg entlang des Flusses den vielen Warnschildern zum Trotz mit ihren Hunden dennoch nutzen. Aber ein mulmiges Gefühl bleibt. Die Einheimischen reden sich darauf hinaus, dass es schon nicht so schlimm kommen werde, dass der Fluss gnädig sei, als wäre er eine Flussgottheit, schließlich habe er sie bis jetzt auch nicht verschlungen, und überhaupt: Seit Generationen wanderten ihre Vorfahren und Ahnen und nun sie selbst am Wattenbach entlang.

Der Ort war nach 1965 nicht mehr derselbe, wie er nicht derselbe war, als der junge Daniel Swarovski im Jahr 1894 mit Mut und Elan den Inn überquerte. Heute steht seine Statue inmitten der Stadt und man weiß als Betrachter nicht recht, was soll es bedeuten. Man denkt unwillkürlich an eine Provinzstadt wie Wörgl, die noch immer durchzogen ist von Bauernhöfen inmitten der Stadt; dort riecht man noch immer den frischen Dung und sehnt sich ein bisschen nach der Moderne.

Das zumindest hat Wattens geschafft; der Ort ist sauber und hübsch, und seelenlos und verloren. Die Tyrannis ist kaum spürbar zwischen Babymodengeschäft und Drogeriemarkt, zwischen der Pizzeria und dem Bäcker Ruetz, zwischen Heimatmuseum und der Kirche am Hauptplatz, dessen Zähne gerade gerichtet werden. Was kann man aus einer Durchzugsstraße auch Besseres machen als eine Begegnungszone. So verlegen die Arbeiter gerade kubikmeterweise Pflastersteine, als lebten wir noch im tiefsten Mittelalter. Das Weiß der Pflastersteine strahlt – im Wissen um die Vergänglichkeit des Himmelreichs reichlich ironisch – um die Wette mit der Sonne an diesem hellen, sonnigen Tag in Wattens. In der Ferne ist Verkehrsrauschen zu hören.

Ende wie Anfang

Diese Zeitung markiert einerseits den Abschluss unserer vierjährigen Recherche. Andererseits ist sie der Beginn einer öffentlichen Auseinandersetzung mit künstlerischen und kulturellen Prozessen in Wattens. Die Zeitung gibt Denkanstöße und eröffnet Handlungsräume: Zu gegebener Zeit möchten wir kreative Projekte im Ort durchführen. In der zweiten Ausgabe, die im Frühjahr 2021 erscheinen wird, schauen wir wieder ein Stück weit voraus.

Alles zusammen – Texte und Bilder, Projekte und Gespräche, alte und neue Fragen – findet Eingang in unser „Archiv der Gegenwart“. Dieses lebendige, sich stetig weiterentwickelnde Ideenarchiv wird den Menschen von Wattens ab Jahresbeginn 2021 für die Gestaltung einer schöpferischen Gegenwartskultur zur Verfügung stehen.

Kunstraum Wattenbach übernimmt Verantwortung im künstlerischen Feld von Wattens. Wir laden Sie ein, diesen Prozess aktiv mitzuerleben.

Wir möchten Ihre Erfahrungen und Sichtweisen kennenlernen – über künstlerische Potenziale in Wattens und tiefer liegende Themen, über gestalterische Leerstellen und kreative Handlungsräume, über die Inhalte dieser und der folgenden Zeitung. Gemeinsam mit Ihnen möchten wir Um- und Zuständen auf den Zahn fühlen und klären, was jetzt ansteht.



Schreiben Sie uns!

eine Nachricht:

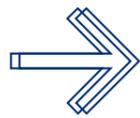
In der Wasserlandschaft in der Ortsmitte (zwischen Restaurant Grandeur und Wattenbach) hängt ein Briefkasten, den wir wöchentlich entleeren.

einen Brief:

Markus F. Strieder
2a Chemin des Tissages
42220 St. Julien Molin Molette
France

eine Mail:

post@krwb.at



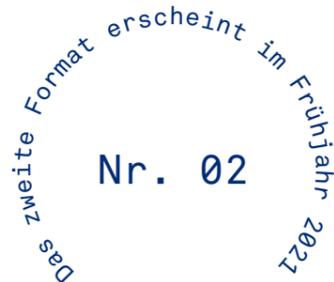
Treffen Sie sich mit uns!

Sprechstunden an fixen Tagen:

Am Samstag 22. August, Sonntag 23. August und Montag 24. August freuen wir uns auf erste persönliche Gespräche in einem engagierten und außergewöhnlichen Rahmen. Wir treffen uns mit Ihnen gerne einzeln oder in Kleingruppen (max. 5 Personen). Um eine bestimmte Zeit zu vereinbaren, informieren Sie uns bitte bis drei Tage vor dem gewünschten Termin – per Mail an post@krwb.at oder telefonisch: 0650 232 43 43 (Alexander Erler).

Individuelle Termine:

Im Rahmen unserer Möglichkeiten stehen wir auch gerne für individuelle Gespräche bereit. Diese können in persönlichem Rahmen, per Sprach- oder Videotelefonat stattfinden. Schreiben Sie uns per Mail an post@krwb.at oder rufen Sie uns an: 0650 232 43 43 (Alexander Erler).



Wir recherchieren weiter. Diese und weitere Ergebnisse erwarten Sie in der nächsten Ausgabe von „bachrauschen“:

Wasserlandschaft

Eine gestalterische Auseinandersetzung mit neuen Zugängen zum Wattenbach

Wasserschloss

Die Ergebnisse einer künstlerischen Recherche

Dschungelbach

Über die Wiederansiedlung gewässertypischer Fauna und Flora entlang des Wattenbachs

Bachweilerschreiben

Texte und Montagen von Eva Maria Gintsberg, Rainer Köberl und Barbara Hundegger

Zuggalerie

Eine kreative Feldforschung zu Potenzialen eines möglichen Kulturbahnhofs Fritzens-Wattens

Arbeiterkultur

Eine Erhebung von gemeinschaftlichen Äußerungen und Weltanschauungen, Sitten und Bräuchen der Wattener Bevölkerung

Schwellen

Ansätze für Kunst im öffentlichen Raum von Wattens – ein Außenblick

Für und Wider

Der behütete Bach – das brave Dorf

... und einiges mehr
... und Ende nie

Sichern Sie sich das nächste „bachrauschen“!

Schreiben Sie uns (per Mail an post@krwb.at) oder rufen Sie uns an (0650 232 43 43), um die nächste, kostenlose Ausgabe zu erhalten.